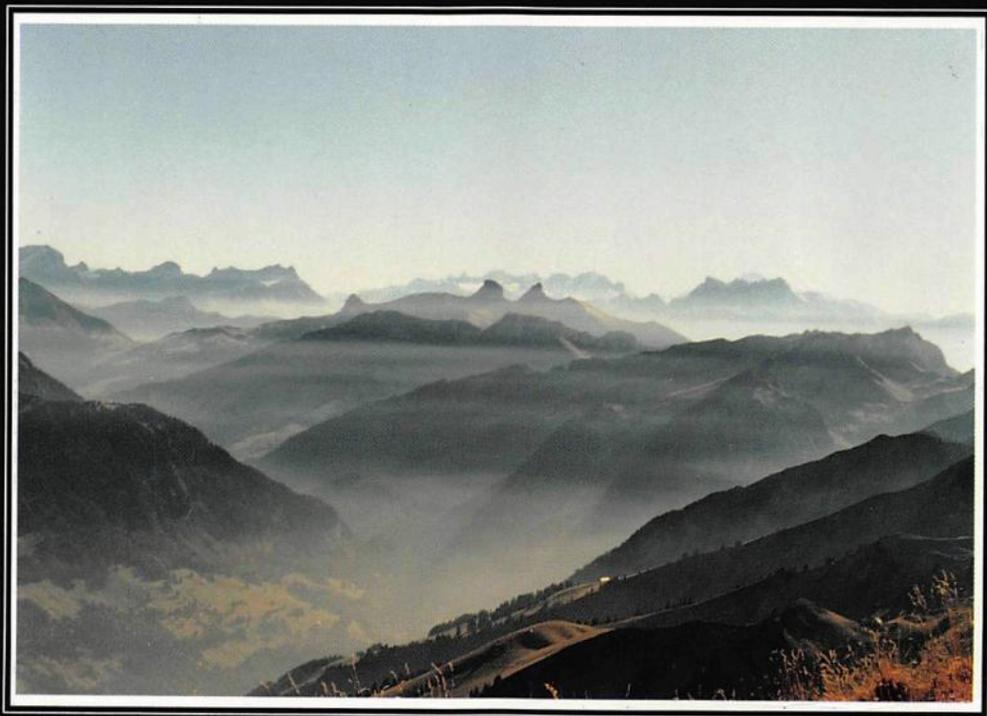


Jacques Henry

KIND DES ZUFALLS



**Kind
des
Zufalls**

Mein Dank geht an Charles Piguet für seine unschätzbare Hilfe beim Niederschreiben meiner Lebensgeschichte. Ohne seine Kenntnisse und Fähigkeiten hätte ich dieses Buch selber nicht verfassen können. Es hätten sich dabei so viele Waadtländer Ausdrücke eingeschlichen, dass französische Leser mich nur mit Mühe verstehen könnten.

J.H.

©1996 Caux Verlag Luzern (Schweiz)
ISBN 3-85601-023-8

Originalausgabe: *Enfant par hasard*
© Caux Edition Caux 1993

Deutsche Bearbeitung: Christian Lüthi

Jacques Henry

**Kind
des
Zufalls**



Caux Verlag

Meine Mutter brachte mich am 9. Oktober 1925 zur Welt. Sie hiess Yolande Grossen. Ihre Familie stammte ursprünglich aus dem Berner Oberland, aber schon ihr Grossvater hatte Kandersteg, den Höhepunkt jenes in einer Sackgasse endenden Hochtales, verlassen. Das war noch vor der Eröffnung der Lötschbergbahn, die heute Bern mit Brig verbindet. Er hatte sich dann mit Frau und Kindern in Fleurier im neuenburgischen Val de Travers niedergelassen.

Mein Grossvater, damals noch ein kleiner Knirps, war dabei, als General Bourbakis Soldaten nach dem Zusammenbruch im Winter 1870-71 zu Tausenden bei Les Verrières an der Grenze unseres Landes erschienen und mit ihren ausgehungerten Gäulen, die sie für zwei Franken pro Stück den Einheimischen anboten, durchs breite Tal herunterkamen. Grossvater erzählte mir, wie sein Vater auf diese Weise zu zwei Zugtieren kam, die ihm in der Folge grosse Dienste leisteten.

Als ich ums Jahr 1935 für unvergessliche Ferien zu Onkel und Tante nach Fleurier reiste, zeigte man mir auf dem Festplatz von Longereuse jene alten Bäume, deren Rinde von den Pferden Bourbakis zernagt worden waren.

Ganz in der Nähe war das Haus meines Grossvaters. Ich pflegte ihn in seiner Sattlerwerkstatt aufzusuchen. Als einer der letzten Postillione pendelte er mit der Kutsche zwischen Les Verrières und La Brévine, in unserem schweizerischen

Sibirien, wo das Thermometer bis unter dreissig Grad minus sinkt.

Er war klein, aber energisch und eher autoritär. Seine Arbeit verrichtete Georges Grossen gewissenhaft, was auch Neider auf den Plan rief. Als sich eines Tages an seiner Kutsche ein Rad selbständig machte, wurde er den Verdacht nicht los, jemand könnte eine Schraube locker gemacht haben. In der Familie erzählte man sich, er habe eines Morgens, als er die Kutsche aus dem Verschlag holen wollte, darin zwei Kinder vorgefunden, die über die Kälte jammernten und sich erkundigten, ob man nicht bald ankommen werde. Der Grossvater war überzeugt, alle seine Passagiere am Abend zuvor verabschiedet zu haben. Wer hatte diese Kinder dorthin gebracht? Es blieb ein Rätsel.

Immer wieder drängte es ihn, den Beruf zu wechseln. Als Pferdliebhaber griff er zum Sattlerberuf. Er ging nach Paris, um sein Können zu vervollkommen, kam zurück nach Fleurier und eröffnete ein Atelier an der "Place des Armes" Nummer 7.

Er hatte den Ruf, teurer zu sein als die andern, aber dafür hielten seine Nähte. Zudem erfand er ein Gerät, das ihm erlaubte, die Anatomie des Pferdehalses auf die Passform des Kummet zu übertragen. Man sagte, dass sich während seiner Karriere kein Pferd an seinem Geschirr wundgescheuert hätte. Sein regulierbares Modell ist heute im Museum von Môtier ausgestellt.

Mit sechzig Jahren – seine Kinder waren wohl versorgt – entschied er sich für eine Art Rücktritt. Er erwarb in einem Lausanner Quartier mit seiner Frau zusammen eine Spezerei- und Gemüsehandlung mit zusätzlichem Angebot von Brot und Kurzwaren.

Meine Mutter war die Nummer dreizehn von sechzehn Kindern - eine beachtliche Sippe. Sie arbeitete als Verkäuferin im Konsum von Fleurier.

Wie gewohnt, hatte Georges Grossen auch über sie entschieden: «Du, Yolande, kommst mit und hilfst in Lausanne», erklärte er meiner Mutter.

Einfach beschlagnahmt, trotz ihrer 25 Jahre. Am Abend des 9. Oktober 1925 wurde sie von Wehen überrascht. Fünf Stunden später kam ich zur Welt.

Am Morgen darauf begrüßte sie Schwester Rosa, die Hebamme der Geburtenabteilung, mit der Frage: «Schämen Sie sich nicht, als uneheliche Mutter ein Kind in die Welt zu setzen?» Die Antwort kam Schlag auf Schlag: «Lieber Scham als Gewissensbisse ! Zudem geht das nur mich allein etwas an.»

Sie hatte meinen Vater am Waldfest kennen gelernt.

«Tanzen Sie, Fräulein?»

Eine einfache Frage – ein ganzes Leben!

Mein Vater war eher klein, aber gut gebaut mit ausserordentlich stark entwickelten Muskeln. Er brachte es bis zum Box-Champion der französischsprachigen Schweiz und zum Sieg bei den Amateuren im griechisch-römischen Ringkampf.

Geboren war er im Jahr 1900 in Le-Moulin-Creux, wo sein Vater das Gemeindelazarett führte, einen Ort für ansteckende Fälle. 1918 wurden die Grippepatienten dorthin verlegt. Die Einrichtung wurde zur Sterbestation. Mit achtzehn Jahren half mein Vater auf diesem zum Krankenhaus umfunktionierten Bauernhof. Er machte auch eine Krankenpflege-Lehre. Ob er sie je abgeschlossen hat, weiss ich nicht; jedenfalls arbeitete er eine Zeitlang im Kantonsspital, wo er dem bekannten Professor César Roux die Instrumente reichte.

Meine Eltern hatten zwar gegenseitig Gefallen aneinander gefunden, aber nach einiger Zeit des Umgangs wurde meiner Mutter klar, dass sie nicht auf der Höhe dessen war, was er von ihr erwartete. Sie fühlte sich nicht stark genug, den Bauernbetrieb des Lazaretts zu führen. So entschied sie

sich für die Trennung. Mittlerweile hatte die Beziehung dazu geführt, dass ich empfangen wurde.

Als Mutter ihm eröffnete, dass ich unterwegs war, muss er sich gesagt haben: «Die hat es nicht anders verdient.» Er konnte es nicht ertragen, dass eine Frau ihm die Stirn bot. Beim Auseinandergehen warf er ihr nach: «Sieh zu, du wirst deiner Lebtage an mich denken müssen.»

Dass sie schwanger war, hatte meine Mutter vom Arzt erfahren. Als er davon Kenntnis nahm, dass sie das Kind austragen wollte, schlug er ihr einen längeren Aufenthalt in Frankreich vor: «Sie könnten dort in aller Stille gebären und das Baby dort lassen. Ich würde mich um die Adoption kümmern. Allerdings wäre es dann ausgeschlossen, das Kind je wieder zurückzunehmen.»

In ihrer Familie bekam sie es zu spüren: «Du brauchtest dich wirklich nicht so hinzugeben. Im Grunde hast du dich wie eine Nutte benommen.» Ihre Eltern hatten sich indessen mit meiner Mutter Entschluss, mich zur Welt zu bringen und mich aufzuziehen, abgefunden. Doch erklärten sie ihr: «Du kannst ihn behalten, aber nicht bei uns. Wir wollen nicht von neuem mit Kinderhätcheln beginnen. Zudem brauchen wir dich im Laden. Plaziere ihn!»

Die Mutter fand ein Lehrer-Ehepaar im ländlichen Les-Monts-de-Grandvaux. Meine Pension bezahlte sie im voraus für die ganze Dauer bis zu meinem sechzehnten Altersjahr. Das waren drei Viertel ihrer Ersparnisse. Damit stellte sie sicher, dass ich in meiner Kindheit eine Mami und einen Papa hatte, während sie mich gleichzeitig im Auge behalten und mitverfolgen konnte, in welche Richtung sich meine Neigungen und Talente entwickelten.

In den ersten Jahren meines Lebens wurde ich verwöhnt und überfüttert. Ich war ein Hätschelkind. Ich kannte alle Kinder, die zur Schule kamen. Die Lehrerwohnung lag im ersten Stock. Mit wenigen Schritten war ich im Klassenzimmer. Ich ging zu den grossen Mädchen: «Zeichnest du mir

eine Ente?» Voller Freude verliess ich sie wieder mit einem “Kunstwerk”.

Mittwoch nachmittags hatten die Mädchen Handarbeiten, und die Knaben wandten sich Dingen zu, die mich faszinierten. Der Lehrer goss Rotwein in eine Papiertüte, und was unten heraustropfte, war klar wie Brunnenwasser. Ein andermal gab er eine bestimmte Flüssigkeit in eine Karaffe und hielt diese über eine Flamme. Was der Versuch zeigen sollte, habe ich nie erfahren, denn die Lösung explodierte. Eine Fensterscheibe zerbarst. Verletzt wurde niemand – zum Glück!

All das war höchst spannend, und es ist leicht einzusehen, dass ich jeden Mittwochnachmittag, auch bei schönem Wetter, bei den Schülern weilte.

800 Meter von uns entfernt stand das Gehöft Plan-des-Chênes. Dort verbrachte ich ebensoviel Zeit wie in der Schule. Der Grossvater war Wagner. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein Wagenrad dadurch entstehen sollte, dass er mit seinem Beitel viereckige Löcher rund um ein Stück Holz auskerbte. Erst als er dann die Speichen sternförmig in diese Vertiefungen einfügte, begriff ich. Er nahm mich auch mit zur Schmiede, wo die eisernen Reifen aufgezogen wurden. Das war Anschauungsunterricht.

Einmal konstruierte er mir ein Windrad und befestigte es oben an einer Stange, die den Apfelbaum noch um zwei Meter überragte. Eine heftige Bö brach den einen Propellerflügel, worauf der andere herunterhing wie der Stundenzeiger um sechs Uhr. Der gute Mann sah meine Entrüstung, liess seine Arbeit fallen und baute mir gleich ein neues Windrad, das sich so schnell drehte, dass es heulte wie ein Motor und selbst das Sausen des Windes übertönte.

Die Oma konnte Gemüsesuppe kochen. Wenn der Feingeruch in den Hof hinausdrang, rannte ich zu ihr und sagte: «Gibst du mir von der “Schuppe”, wenn ich dir ein wenig

Holz in die Kiste trage?» Der Korb war etwas zu gross für meine vier Jahre und schleifte auf dem Boden, aber ich hatte meine "Schuppe". Mit sechs Jahren waren meine Transportdienste schon etwas nutzvoller. Onkel Robert versah den Bauernhof. Seine Frau war für mich Tante Elise. Sie war die Schwiegertochter der Oma. Auf sie drang ich ein mit all meinen "Wie?" und "Warum?"

Es war an der Zeit, die Kartoffeln zu setzen. Der Pflug brach die Furche auf. Nur Erwachsene durften die Knollen in die Erde legen, weil ihre Füsse lang genug waren. Sie legten ihren Absatz an die letztgesetzte Kartoffel und deponierten eine weitere vor der Nase ihres Schuhs. Wenn die Reihe voll war, zog der Pflug vorbei und deckte alles zu. «He du, Jacky», rief Tante Elise, «hole mir noch einige Setzlinge mit deinem Körbchen. Dann kann ich die Zeile gerade fertigmachen.» Auf alle meine Fragen ging sie ein. «Nein, diese Kartoffeln werden nicht sterben im Boden oder verfaulen. Aus ihnen werden neue Kartoffeln geboren, grosse und kleine.»

Einige Zeit danach führte mich Tante Elise auf den Acker. Die Keimblätter guckten aus der Erde wie kleine Ohren. Es war klar, die waren am Leben. Später, kurz vor der Heuernte, nahm sie mich mit hinaus: «Ich zeig' dir ein Geheimnis!»

Sie trug die Hacke, ich den Korb. Mit ihrem Werkzeug öffnete sie das Erdreich am Ende einer Furche. Ein Häufchen neuer Kartoffeln in hellem Kleid kamen zum Vorschein. Wieder ein lebendiges Stück Anschauungsunterricht, das mich zum erstenmal begreifen liess, was man tun muss, um Nahrung zu haben, auch im Winter. Zyklus der Jahreszeiten – Zyklus des Lebens. Tante Elise zeigte mir die alte zusammengeschrumpfte Kartoffel, aus der die Pflanze gewachsen war, und meinte dazu: «Siehst du, das ist vielleicht gerade eine von denen, die du mir hergetragen hast.»

Emma war Tante Elises Tochter. Dank ihr kam ich zu unzähligen Gratisreisen mit dem kleinen Leiterwagen. Wie

ein treues Pferd zog sie dieses Gefährt Hunderte von Malen.

André, ihr Bruder, nahm mich mit zum Morchelnsammeln und zum Beobachten, wie sich die jungen Füchse vor ihrem Bau tummelten, oder wie sich am Teich von Jordillon die Kaulquappen zu Fröschen entwickelten.

Hier will ich den Reigen der Erinnerungen an dieses Gehöft schliessen, um nicht den Anschein aufkommen zu lassen, es wären diese Bauersleute gewesen, die mich in Pension genommen hatten.

Ich war fünf, als auf Papas Lippe plötzlich dieser kleine Knoten zu wachsen begann. Der Arzt wollte ihn gleich entfernen. Papa lehnte ab. Aber das Übel war bösartig und begann zu wuchern. Ich sehe noch, wie sie ihm den Brei durch eine Öffnung in der Kehle direkt in die Speiseröhre eintrichtern mussten. Ein Jahr später starb er. Das war mein erster Kontakt mit dem Tod. Ich war jetzt sechs. Was mich erschütterte, war die Unbeweglichkeit dieses so lebhaften und fröhlichen Mannes. Bevor er in die Erde gelegt wurde, begrub man ihn in Blumen, die von ringsherum kamen. In der Wohnung, im Treppenhaus, in der Schule und bis in den Keller, überall waren Blumen.

Dieser Tod sollte meine Lebensumstände von Grund auf ändern. Von dem Moment an lief für diese Familie und für mich alles schief.

Wir zogen nach Grandvaux um.

Da ich reich war an zwei Müttern, redete ich die Frau des Lehrers mit Mami an. Sie erhielt eine Witwenrente von monatlich nur 113 Franken, zumal ihr Mann so jung aus dem Leben geschieden war. Das fixe Gehalt hatte es erlaubt, fast alles, was man besass, auf Kredit zu kaufen. Jetzt verschwand alles wieder.

Wir waren vier in der Familie: Papas und Mamis Sohn und noch ein zweites Pflegekind. Die drei Tagesmahlzeiten wurden auf zwei reduziert, manchmal auf eine. Zum Heizen

war selten genügend Holz vorhanden. Mit acht Jahren erwischte ich eine Lungentuberkulose. Das Geld fehlte für einen Aufenthalt in Leysin, dem Höhenkurort, wo damals Tuberkulose geheilt wurde. Die Rückfälle wiederholten sich.

Nach geraumer Zeit begann Mami, eine gewisse in der Gegend bekannte Amtsperson in unserem Hause zu empfangen. Es war mir schon vorher aufgefallen, dass sie sich morgens immer zur selben Zeit ans Fenster begab und hinauschaute. Ich brauchte nicht lange, um den vornehmen Herrn zu bemerken, der ihr beim Vorbeigehen mit seinem Taschentuch Zeichen gab. Unauffällig zog er es aus der Tasche und schwenkte es hinter seinem Rücken, bevor er sich anschickte, die Nase zu schneuzen. Mami verpasste sein Vorbeigehen nie.

Von Zeit zu Zeit sagte sie zu uns: «Heute kommt ein Herr zum Abendessen, aber es ist besser, wenn ihr nicht dabei seid.» Und mit zusätzlicher Autorität fügte sie hinzu: «Ihr bleibt in eurem Zimmer!» Bevor er kam, hiess sie uns eine Suppe essen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass sie ja dem Herrn ein reiches Mal aufstellen werde und wir am nächsten Tag in den Genuss der Reste kommen werden.

Mami hatte keine Ahnung, dass ich, indem ich auf einen Nachttisch stieg, von meinem Zimmer aus beäugte, was in ihrem Schlafzimmer vor sich ging. Ich hatte entdeckt, dass zwischen der Wand und dem von einem Zimmer zum andern führenden Ofenrohr eine Lücke klaffte. Was zu sehen war, bleibe hier unerwähnt.

Während meiner langen Krankheit kümmerte sich niemand um meine Schulung. Meine Kameraden hatten bereits die Verben “sein” und “haben” gelernt. Als ich endlich wieder zu ihnen stiess, brachte ich alles fröhlich durcheinander. Ich wurde gescholten, lächerlich gemacht und geschlagen. Das tat weh, zumal es sich fast täglich wiederholte. Einer der Lehrer schlug mich einmal mit dem Lineal auf die Fingerspitzen, worauf ich es ihm entriss und auf der Pultkante ent-

zweibrach. Ich stand auf schlechtem Fuss mit der Lehrerschaft. Doch wenn ich aus unerklärlichem Grund trotzdem immerhin nur der Zweitletzte der Klasse war, musste ich ja wohl einen kleinen Fortschritt gemacht haben.

Erneut zogen wir um, diesmal von Grandvaux nach Lutry. Hier lernte Mami einen Mann kennen. Er hatte ungefähr ihr Alter und verfügte über einige tausend Franken, die Mami verzweifelt nötig hatte. Er fühlte sich einsam und war auf der Suche nach einer Gefährtin. Umgehend beschlossen sie, zusammenzuleben, ohne zu heiraten. Ihr ganzes Hab und Gut steckten sie in ein Café-Tea-Room mitten in einem Rebberg. Die Sache war jedoch zum Scheitern verurteilt.

Anfangs waren sie beide bestrebt, sich von ihren besseren Seiten zu zeigen, allein nur für kurze Zeit. In der Gaststube wurde kein Alkohol ausgeschenkt, wohl aber in der Küche. Er trank mehr und mehr. Im Rausch war er jähzornig.

Sie warfen sich gegenseitig mangelnden Einsatz vor, und jede Seite gab der andern die Schuld für das Ausbleiben einer regen Kundschaft.

Und ich in alldem? Er wurde mir gegenüber immer misstrauischer. War ich doch nicht einmal das Kind dieser Frau.

«Du Sohn einer Nutte, Bastard, Nichtsnutz!» Wie oft musste ich mir derlei anhören!

Aber er trieb es noch bunter. Eines Nachts um zwei Uhr, ich schlief, riss er mich aus dem Bett und warf mich die Treppe hinunter. Er trachtete also nach meinem Leben. Ein Stockwerk weiter unten im Erdgeschoss war ich voll wach. Nichts war gebrochen, zu meinem Glück

Jene Nacht lehrte mich, draussen zu übernachten, wenn immer er seine "Phasen" hatte. Mami gab mir zu essen, aber im versteckten. Manchmal stellte sie mir einen Teller unter einem Deckel in den Hühnerstall. Nachts ging ich hin, oft nur, um festzustellen, dass die Biester von Hennen meinen

Teller auf den Kopf gestellt hatten. Was für mich noch übrig blieb, ist leicht zu erraten.

Zu meinem Vorteil war ich ein guter Angler. Manch feiner Barsch biss an und garte über der Glut am Ufer des Sees.

Ich lernte auch stehlen, zuerst allein, weil ich Hunger hatte, später mit einer Bande.

Bei diesem Vagabundenleben blieb kaum Musse zum Studieren, aber eines habe ich gelernt. Seit jener Zeit habe ich aus Ehrfurcht vor dem Leben auch nicht die kleinste Krume Brot weggeworfen. Das blieb mir bis heute. Mag das Brot Wochen alt sein, ich tunke es ein, aber wegwerfen keinesfalls!

Mami und ihr Freund wurden mitunter handgreiflich. So schreckte mich eines Nachts ein Gepolter aus dem Schlaf. Es kam aus der Küche. Die beiden schlugen sich, ohne ein Wort zu sagen. Ich nichts wie runter und die Tür auf. Sie bemerkten mich nicht einmal. Er hielt Mami das grosse Fleischermesser an die Kehle. Nach Atem ringend, umklammerte sie mit beiden Händen sein Handgelenk. Sein Gesicht war vor Anstrengung und Erregung rot angelaufen.

Ich wusste, er war kitzlig. So schlich ich von hinten an ihn heran und griff ihm in die Rippen. Er fuhr herum und richtete das Messer gegen mich. Noch sehe ich, wie die Klinge in meiner nächsten Nähe aufblitzte. Ich warf mich unter den Tisch, um auf Mamis Seite zu gelangen. Dabei kollidierte ich mit einem Hocker, den ich vor mir herschieben musste, um wieder hervorzukommen. Aber damit hatte ich einen Gegenstand in der Hand. Ich schleuderte ihn dem Angreifer mitten ins Gesicht. Der Stuhl rettete uns wohl das Leben, denn mit dieser Aktion hatte ich ihn aus der Bahn geworfen.

Es gab Mami und mir die Zeit, durch die Tür des Cafés das Weite zu suchen. Die Nacht kam uns zu Hilfe, indem sie uns verschlang. Wir drückten uns an eine Mauer und hielten den Atem an.

Mama

Meine Mama war stets um mich besorgt. Lange bevor ich zu sprechen begann, verspürte ich stark und deutlich ihre stille Nähe. Ich hatte immer das Gefühl ihrer Gegenwart.

Die schriftliche Vereinbarung zwischen ihr und meinen Pflegeeltern legte das Besuchsrecht auf einmal pro Monat fest. Anfangs allerdings blieb die Schulhaustür meist verschlossen. Mami war argwöhnisch wegen des Einflusses, den Mama auf mich ausüben könnte. Ich glaube, es war Neid. Sie erachtete meine Ankunft auf der Welt als ein Missgeschick und fuhr denn auch fort, Mama mit «Mademoiselle» anzureden. Damit wollte sie ihr zu verstehen geben, dass sie, Mami, für meine Erziehung allein zuständig war. Mama beharrte aber auf ihrem Besuchsrecht. Der Lehrer musste klein begeben.

Ich war acht Monate alt, als meine Mutter mich endlich besuchen durfte. So sah ich sie zum erstenmal. Sie hob mich auf ihren Schoß. Ich war glücklich, gab einige «da, da, da» von mir und begann, mit ihrer Halskette zu spielen. Das erstaunte die Pflegemutter: «Wie kommt es, dass er auf Ihren Knien bleibt? Wenn ich ihn auf die meinen nehme, fängt er sogleich an zu heulen.»

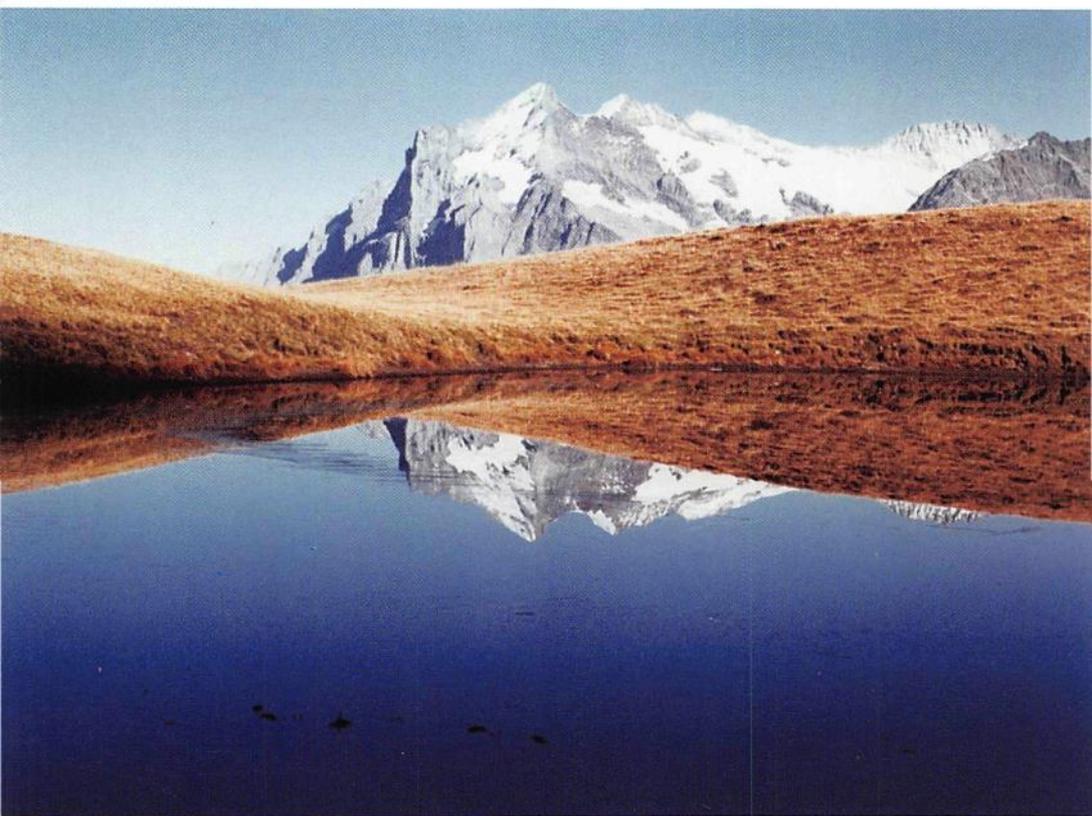
Von da ab kam Mama regelmässig, sogar dann, wenn niemand ihr Klingeln an der Haustür zu hören schien. Der Lehrer kehrte um 17 Uhr von seinem Spaziergang zurück

und hatte "vergessen", dass es Mamas Besuchstag war. Zum Glück war da dieses Bauerngut von Plan-des-Chênes, wo sie mit offenen Armen empfangen wurde und warten konnte. Von Zeit zu Zeit begab sie sich zum Schulhaus, um nachzusehen, ob jetzt jemand da war. Da nahm Tante Elise sie doch einmal zur Seite: «Mama Yolande, möchten Sie mir nicht sagen, wie sich das verhält? Was steht denn eigentlich in der Abmachung zwischen Ihnen und der Familie G.?» Nachdem sie die Tatsachen zur Kenntnis genommen hatte, sagte sie: «Das ist ja ganz anders als das, was man mir erzählt hat. Ich bewundere Sie, wie Sie sich um Ihren Kleinen kümmern. Die Familie G. und wir sind Freunde. Doch sollten Sie gezwungen sein, bei irgend einer Instanz vorstellig zu werden, seien Sie gewiss, dass ich mich für Sie verwenden werde.» Später hat mir Mama von dieser Tante Elise gesagt, sie sei der erste Mensch gewesen, der sie wirklich verstanden habe.

Ich wuchs auf. Mama war da, um mir zuzuhören, zu kommentieren und meine eigenen Beobachtungen zu ergänzen. Sie kannte eine Menge Kinderlieder. Immer wieder musste sie mir das Lied vom "kleinen Hans mit dem grossen Stück Speck" vorsingen.

Im Alter zwischen fünf und elf durfte ich jedes Jahr herrliche Sommerferien bei Mamas Schwester in Fleurier verbringen. Als ich grösser war, fuhr ich allein zu meinen Grosseltern nach Lausanne, wo ich mit Mama zusammen sein konnte, wenn auch jeweils nur für ein paar Stunden.

Als Mami und ihr Freund das Café-Tea-Room erneut übernahmen, war ich zehnjährig. Nebst seiner Trunksucht hatte Albert homosexuelle Neigungen. Er suchte mich da hineinzuziehen. So beschloss er, ich hätte ein Bad nötig. Da ich vaterlos war, hatte er leichtes Spiel, als Stellvertreter mir zu sagen, dass es Dinge gäbe im Leben, von denen man nur unter Männern spreche. Von einem gewissen Alter an müsse



Die schwarzen Flecken unten im Bild sind kein fotografischer Fehler. In diesem Bergsee, wo sich das Regenwasser sammelt, dringen grosse Algen an die Oberfläche. Bei Windstille sinken sie ab, und der See wird zum Spiegel. Er reflektiert seine Umgebung: einen Ausschnitt des Himmels, die Zinnen eines Berges und eine vom ersten Frost gebleichte Wiese. Trotz alledem, was auf dem Grund unserer Seele schwelt, gibt Gott uns inneren Frieden, damit wir ein Stück seines Himmels widerspiegeln.

ein Knabe wissen, wie die männliche Anatomie funktioniert, aber ich müsse ihm versprechen, mit niemandem darüber zu reden. So kam es nach und nach, dass er regelmässig mit mir spielte. Er kam des Nachts, erregte mich in meinem Bett und erregte sich selbst.

Eine Folge davon war, dass während dieser Phase des Erwachens mir meine leibliche Mutter zunehmend wie eine Fremde vorkam. Ich wagte es nicht, ihr zu sagen, was mit mir geschah, noch dass Albert mich verhaute, wenn er betrunken war. Wo ich ihr vorher doch rückhaltlos alles erzählte, schämte ich mich mit elf Jahren, mich ihr anzuvertrauen. Über intime Dinge wagte ich nicht mehr zu sprechen. Ich hätte es gerne getan, aber ich verschob es immer auf den kommenden Tag.

Doch jetzt begann Mama sich Fragen zu stellen. So wunderte sie sich zum Beispiel, warum ihr Sohn, seit es diesen Albert gab, im Gegensatz zu früher plötzlich sauber daherkam. Sie sagte sich: «Wenn ich Jacky zur Rede stelle, und er seinerseits ahnungslos mit Albert darüber redet, könnte dieser Mann seine Rache an ihm auslassen.» Monate vergingen, während derer sie auf eine Gelegenheit passte.

Wieder einmal musste ich Hals über Kopf Lutry verlassen, um einer dieser Trunksuchtsszenen zu entkommen. Nach einem Marsch von fünf Kilometern war ich bei meinen Grosseltern.

Am selben Abend gab ich, ohne es zu wollen, meiner Mutter die Gelegenheit zum Handeln. Ich glaubte, allein zu sein im Badezimmer und überlegte mir halblaut: «Und wenn ich zum Gendarmen ginge, was würde wohl geschehen? Er weiss, dass ich stehle. Ist er mir doch schon öfters nachgerannt, wenn er mich beim Traubenklauen erwischte...»

Ich hatte nicht bemerkt, dass plötzlich Mutter in der Türöffnung stand. Ihr Blick war von einer Eindringlichkeit, dass mir ihre schönen braunen Augen wie schwarz vorkamen. Unvermittelt fragte sie: «Er belästigt dich in der Nacht?

Er berührt dich hier?» Sie zeigte in die entsprechende Richtung. Ich nickte. «Gut, das genügt mir.»

Noch am selben Abend erstattete sie Anzeige. Am nächsten Morgen, es war mein 12. Geburtstag, holte mich der Gendarm auf den Posten zu einem Gespräch. Er war sehr sympathisch, ja väterlich zu mir, so wie ich mir einen Vater vorgestellt hatte. Ich war bereit, ihm alles zu erzählen, aber sehr bald brach er seine Fragen ab und sagte: «Gut so, wir werden dir helfen.»

Eine knappe Stunde später erschien der Gendarm im Café und führte Albert ins Gefängnis ab. Mitten in der Woche kam derselbe Beamte in die Schule und holte mich in den Gerichtssaal. Mama war da, aber man gab mir keine Möglichkeit, zu ihr zu gehen. Der Richter schien mir so von sich selbst eingenommen und sehr kalt. Ich sagte fast nichts. Albert bekam acht Tage im Gefängnis von Bois-Mermet. Ich glaube, wenn ich alles ausgepackt hätte, wäre er nicht mit so wenig davongekommen.

Nach seiner Haftentlassung legte sich ein Frost zwischen Albert und mich. Man sprach sich fast nicht mehr. Selbstverständlich war es aus mit den körperlichen Berührungen, aber ich war auf der Hut. Zudem lebte ich mehr und mehr von zu Hause weg.

Mit dem Verlust ihres guten Rufes entschieden meine Nähreltern, ihr Tea-Room in Lutry fahren zu lassen und eine grosse Wohnung in Lausanne zu beziehen. Im Kochen konnten sie sich aus. So empfingen sie Pensionäre zu den Mahlzeiten. Albert frönte weiter dem Alkohol. In die Quere kam mir eine polizeiliche Verordnung, die verbot, dass sich Minderjährige nach 21 Uhr allein auf der Strasse zeigten. Durch Hinterwege und ständig auf der Hut schlich ich mich zu meinem jeweiligen Versteck, um dort die Nacht hinter mich zu bringen.

“Le Flon”, so hiess der Stadtteil, wo täglich die Fracht von Tausenden ankommender SBB-Güterwagen in die zahl-

reichen Lagerhäuser umgeschlagen wurde. Noch heute kann man den protzigen Bau der Zollverwaltung bestaunen. Von hier starteten auch die Lastwagen der Obst- und Gemüsegrosshändler in die ganze Romandie hinaus. Hier drehte ein Securitas-Wächter seine Runden. Er betrat das Gebäude durch das Hauptportal gegenüber den Verladerampen. Unter diesen Rampen hatte ich mein Versteck zum Schlafen gefunden. Ausser dem Miauen streunender Katzen und dem Gurren der Tauben störte mich hier nichts.

Meine Nahrung fand ich in den Abfallhaufen des Marktes und in Kehrriechkübeln. In jenen der grossen Hotels gab es reichlich Essbares. Da waren zum Glück auch die Schulküchen. Zwanzig Rappen kostete ein grosser Teller Gemüsesuppe, mit Gersten- oder Hafergrütze angereichert. Soweit ich mich erinnere, konnte man nachschöpfen, und man kriegte sogar Obst zum Nachtisch. Zudem gab es Gelegenheit zum Sitzen, und es war warm. Natürlich war ich in solchen "Restaurants" ein treuer Kunde.

Jeden Mittwoch zogen freiwillige Schulkinder meines Alters einen Karren mit der Aufschrift «Schulküche» durch die Gassen des Marktes und schwangen dazu eine Glocke. Wohlwollende Marktleute warfen dann Lauchstengel, Kartoffeln und Obst in den Wagen. Ich half oft mit und schrie dabei mit Inbrunst. Schliesslich ging es um unser tägliches Brot, verflixt nochmal!

Sowas war doch kein Leben, überhaupt nicht lustig. Wie kam ich da bloss raus?

Meine Pflegemutter hatte eine Schwester, die den Markt in Lausanne befuhr. Sie sahen sich sehr selten. Nach ihr hielt ich Ausschau. Ich fand sie dank eines inmitten ihrer Gemüse liegenden Zettels mit ihrem Namen. Die folgenden Samstage beobachtete ich sie. Um 7 Uhr 43 kam sie mit der Jorat-Bahn in der Tunnel-Station an, einen Tragkorb am Rücken, ein weiteres Gebinde obendrauf und je einen grossen Henkel-

korb an jedem Arm. Mit dieser Last ging sie zehn Minuten zu Fuss zu ihrem Stand am Markt "de la Louve". Gegen 12 Uhr 15 machte sie sich mit der unverkauften Ware auf den Heimweg. Unterwegs besorgte sie Einkäufe für den Haushalt, bevor sie wieder in den Zug nach Moudon stieg.

Eines Tages erkühnte ich mich: «Kann ich Ihnen tragen helfen?»

Meine Statur war eher schwächlich, aber immerhin wiesen meine Glieder Muskeln auf. Sie musterte mich von oben bis unten. «Bist nicht gerade ein Kraftprotz, aber versuchen wir's.» Ich liess mich beladen. Vom Trittbrett des Bahnwagens herunter sagte sie: «Du bist, mein' ich, stämmiger als ich dachte. Könntest du mich nächsten Samstag morgen am Zug abholen?» «Na sicher.»

Jetzt brauchte ich aber die Erlaubnis, fünf oder zehn Minuten nach den andern zur Schule zu kommen. Angesichts meiner schulischen Leistungen zögerte der Lehrer. Ich sagte ihm: «Dann werde ich es eben ohne Ihre Einwilligung tun.»

So hatte das angefangen. Oma Elisa entlohnte mich mit 50 Rappen je Samstag. Zu jener Zeit kostete ein Kilogramm Brot 35 Rappen, und für 20 Rappen gab's in der Schulküche zu essen.

Nun hatte ich zum erstenmal eine Anstellung. Einmal gab mir meine Arbeitgeberin sechs Eier für ihre Schwester, meine Pflegemutter. Ich war stolz, der Mami diese kostbare Ware und die Grüsse ihrer Schwester zu überbringen, mit der sie seit Jahren nicht mehr gesprochen hatte.

Ein Jahr später – inzwischen war ich dreizehneinhalb Jahre alt – stellte ich Oma Elisa eine weitere wichtige Frage: «Sie könnten nicht zufällig einen Stallburschen gebrauchen?»

Am Ostertag 1939 konnte ich mich auf dem Bauernhof vorstellen. So begegnete ich Paul, dem Schwiegersohn von

Oma Elisa. Anscheinend wollte ich melken und brachte es auf zweieinhalb Liter, was Paul beeindruckte.

«Versuchen wir's», sagte er, «du kannst morgen anfangen.»

Dieser Bescheid traf mich wie eine grosse Befreiung. Wie war ich stolz, den Ausweg aus meiner Situation gefunden zu haben! Es war wie das Aufgehen des Gattertores zu einem agedehten Weideland.

Nun galt es, Mami und Albert zu eröffnen, dass ich bei ihnen ausziehen würde. Ich wusste, dass Albert wieder in einer seiner schlechten "Phasen" steckte. Um sicherzugehen, dass ich ihn vor und nicht hinter mir hatte, drückte ich auf die Klingel. Als ich drinnen Licht sah, trat ich ins Haus. Der Geruch von Rio-Grande-Zigarren kam mir entgegen. Er war also da.

Ein sechs Meter langer Korridor führte zu den Zimmern und der Küche. Wie er mich wahrnahm, streckte er Arm und Zeigefinger in meine Richtung und schrie voller Verachtung: «Du Bastard, hau ab, oder ich leg' dich um!»

Während er in immer bedrohlichere Nähe kam, sagte ich: «Hör auf! Ich hab' dir was zu sagen.»

Er rückte aber näher. Ich ergriff ein Ei und warf es ihm ins Gesicht. Er blieb auf der Stelle stehen. Komisch sah es schon aus, wie das Eigelb langsam von seiner Nase übers Kinn zu Boden tropfte.

«Ich habe Arbeit gefunden. Morgen fang' ich an. Jetzt hol' ich meine sieben Sachen.»

Verärgert gab er zurück: «Du bist minderjährig. Wir sind für dich verantwortlich. Du hast nicht das Recht, über dich selbst zu entscheiden.»

«Dem sagst du verantwortlich sein, wenn du versuchst, mich zu verletzen oder gar umzubringen. Ich ziehe es vor, zu arbeiten und dafür meines Lebens sicher zu sein.»

Er liess mich in die Wohnung. Meine Sachen waren

schnell zusammengerafft. Sie fanden Platz in einem grossen Taschentuch. Was ich am Leib trug, hatte Löcher.

Kurz nach diesem Auftritt erschien Mami. Sie weinte über mein Weggehen. Andererseits war sie erleichtert über die gefundene Lösung. Sie steckte mir Geld zu für die Strassenbahn nach Epalinges.

Meine Mutter ihrerseits war froh, dass ich von diesem unglücklichen Milieu wegkam. Zwar fand sie, ich sei noch gar zu jung, um auf einem Bauernbetrieb zu arbeiten. Sie hatte mich aber schon als Knirps auf dem Plan-des-Chênes beobachtet und war zuversichtlich, dass ich mit dem Landleben gut zurechtkommen würde.

Arbeit

Epalinges. Als Knabe kam ich an und wurde schnell zum Jüngling und zum Mann.

Da war ich also, aufgenommen im Schosse einer Bauersfamilie. Ich fühlte mich wohl. Bei der Arbeit wurde nie geredet. Das galt als Zeitverschwendung. Am Tisch in der Küche hingegen durfte ich meine Ideen einbringen und am Gespräch teilnehmen.

Meine erste Nacht bleibt mir in Erinnerung. In sicherer Umgebung einschlafen, welch ein Luxus! Nicht mehr nötig, jedes Geräusch sorgenvoll auf eine mögliche Bedrohung zu prüfen. Was auf den Tisch kam, war reichlich und sehr gut. Von nun an essen bis genug, und dies an jedem Tag. Das war eine totale Veränderung. Dann diese Milch, kuhwarm aus dem Stall, welch ein Genuss! Wenn auf diese Weise, wie damals, Kälber gemästet wurden, musste es auch für mich gut sein und mich zu Kräften bringen.

Mein Meister war stark. Einmal, als er sich einen 50-Kilo-Sack Zement auf die Schulter lud und noch einen zweiten unter den einen Arm schob, schrie er mir zu: «Gib mir noch einen unter den andern Arm!» Worauf er sich mit den 150 kg auf den Weg machte.

Dieser Mann hat mir beigebracht, gut und rasch zu arbeiten und ohne zwischen den einzelnen Verrichtungen

Zeit zu verlieren. Das ist besonders wichtig auf dem Land, wo die Aufgaben so vielfältig sind.

Ich durfte mit den Grossen zur Schule gehen. Im Sommer war das von 7 bis 9 Uhr. Dreissig Minuten standen zur Verfügung zwischen der Stallarbeit und der Schule, um die Socken und mein einziges Paar Schuhe sauber zu machen, mich zu waschen und umzuziehen, zu frühstücken und meistens im Spurt die Schule zu erreichen. 600 Meter war sie entfernt.

Morgens um 4 Uhr 20 erschienen wir im Stall. Die Abendsuppe wurde um 23 Uhr aufgetragen. Über den Mittag gab es einen Unterbruch von 70 bis 80 Minuten für die Mahlzeit und eine Ruhepause. Mit andern Worten: Man arbeitete 105 Stunden pro Woche, einschliesslich die Pflege des Viehs am Sonntag.

Nach zweieinhalb Jahren Lehre gab's zum ersten Mal Lohn: 40 Franken im Monat, dazu Kost, Unterkunft und Besorgung der Wäsche. Das war zur damaligen Zeit der Ansatz für einen Knecht in der Landwirtschaft.

Im Juli 1939 kaufte Paul das nachbarliche Anwesen, was unsere Nutzfläche verdoppelte. Im September wurde die Armee mobilisiert. Zweieinhalb Stunden, nachdem Sturmglocken und Rundfunk die Generalmobilmachung angekündigt hatten, verliess Paul – er war Wachtmeister – in feldmarschmässiger Montur den Hof. Zurück blieben als einzige Arbeitskräfte die Oma, die Meistersfrau und ich. Zwar war da noch der gute alte Louis. Wegen einer zerebralen Lähmung war er teilbehindert. Zu gewissen kleinen Verrichtungen war er fähig. Er konnte weder lesen noch schreiben, aber auf seiner Mundharmonika fand er Melodien, die er dem Radio abgelauscht hatte. Er spielte sie immer am Sonntagabend auf der Bank vor dem Haus. Ein tapferer Mensch mit grossem Herzen.

Wir mussten uns abrackern, damit der Betrieb rundlief. Das Futtergras wurde zu jener Zeit mühsam von Hand

gemäht; nicht wie heute, wo das Vieh in elektrischen Umzäunungen geweidet wird.

Ich sehe noch vor mir jenes grosse Getreidefeld, dessen Ähren ein Sturm zu Boden gepeitscht hatte. Das Erntegut musste mit der Sense geschnitten und ausgebreitet werden. Mit dem Stiel eines Heurechens wurde es dann gewendet und endlich zu Garben gebündelt.

Floky, ein Pferd von 22 Jahren, und Meise, eine brave Kuh, bildeten das Gespann. Die beiden gehorchten Befehlen nicht immer zur selben Zeit und in die gleiche Richtung, was zu Problemen führen konnte. Amüsant wurde es, wenn sie gemeinsam pflügten. Der intelligente Floky hatte herausgefunden, dass er nur vierzig Prozent des Gewichtes zu ziehen hatte, wenn er der Kuh einen halben Schritt voraus war. Meise reagierte darauf, indem sie sich mit ihren schönen Hörnern dem Hals des Pferdes näherte und ihn solange drängelte, bis der "gnädige Herr" wieder seinen Platz einzunehmen geruhte. Eine Frage der Gleichberechtigung!

Ob all dieser Arbeit schwänzte ich die Schule.

Eines Morgens – ich hatte bereits die Milch in die Käse-
rei gebracht – mähte ich in der Hofstatt das Gras für die
Kühe. Am Ende der ersten Schwade blickte ich auf. Da stand
er breitpurig vor mir, der Präsident der Schulkommission:
«Hörst du die Schulglocke? Das Gesetz schreibt vor, dass du
zur Schule gehst. Es ist obligatorisch.»

Ich antwortete ihm: «Das Land braucht jetzt Milch und
Butter viel mehr als Leute, die ohne Fehler schreiben.»

Ich wandte mich wieder meiner Arbeit zu. Nach einer
weiteren Schwade war er weg. Den ganzen Sommer lang sah
ich ihn nicht mehr.

Es muss im Juni 1940 gewesen sein. Wir waren mit der
Heuernte im Verzug. Das Gras war überreif. Die Meisters-
frau hatte unserem General geschrieben: «Meine Mutter geht
krumm und lahm von Rheuma, und unser Stallbursche ist
erst vierzehn. Könnten Sie bitte meinem Mann Urlaub

geben, damit er uns helfen kommt?» Vierundzwanzig Stunden später war Paul da.

«Der Befehl, mich heimkehren zu lassen, ist direkt vom Generalstab gekommen», berichtete Paul seiner Frau. «Hast du also dem General geschrieben?»

Innerhalb von drei Tagen war das Heu eingebracht. Abgeladen wurden die letzten Fuder bei Nacht.

Unser General, Henri Guisan, war ein strenger Mann, aber er hatte ein Herz. Als Oberkommandierender unserer Armee war er sehr beliebt. Er hatte für jeden Verständnis.

Vom Herbst bis in den Frühling hinein transportierten wir Holz aus den Wäldern der Gemeinde Lausanne. Das war mühsam. Es waren strenge Winter damals. Mit einer leichten Ladung von einem halben Ster Holz auf dem Schlitten öffnete man die Waldwege, wobei der Schnee den Pferden bis zum Bauch reichte. Erst dann lud man richtig auf. Auf dem vom Tiefbauamt geräumten "Bauernweg" wurden die langen Stämme in meterlange Stücke zersägt und auf Fuhrwerke umgeladen. Mit 18 bis 20 Kubikmeter Holz auf der Ladebrücke fuhr man hinunter nach Lausanne, wo noch einmal umgeladen wurde, diesmal in Güterwagen der Eisenbahn. In einem Tag, so meine Rechnung, gingen auf diese Weise bis zu fünfzehn Tonnen Holz durch meine Hände. Pro Fuhre legten wir fünfzehn bis zwanzig Kilometer zurück. Wir rückten bei jedem Wetter aus. Paul verliess um sieben Uhr den Hof mit dem Material, die Pferde geschirrt und eingespannt. Abends um sieben war er wieder da. Von Lausanne fuhr ich per Fahrrad wieder hinauf nach Epalinges, um den Stall zu besorgen – das hiess melken, in der Käserei die Milch abliefern und die Kälber tränken, welche während des Winters gemästet wurden.

Was es da auf einem Bauernhof nicht alles zu lernen gibt! Da ist mal der Umgang mit den Tieren, insbesondere mit den Pferden, diesen oft während fast einer Generation getreuen Gefährten des Menschen.

Wir hatten eine hervorragende Zuchtstute aus den Freibergen. Regelmässig holten ihre Füllen am “Comptoir Suisse” in Lausanne die ersten Preise in ihrer Kategorie. Stella war sehr leicht zu lenken. Ein Wort genügte. Sie schaffte es, Türen aufzuklinken, und hatte sogar den Dreh heraus, sich im Stall loszukriegen. Man musste sie schliesslich wie die Stiere mit einem Sicherheitskarabiner festmachen.

Einmal im Wald – klirrende Kälte. Wir hatten sechs Pferde vorgespannt, um eine 3,3-Kubikmeter mächtige Tanne aus einem Tobel zu hieven. Wieder auf ebenem Boden angelangt, spannten wir Stella aus.

«Sie wird uns wie gewohnt von selbst folgen», gab sich Paul überzeugt.

Wahrscheinlich hatte ein plötzlich in ihrer Nähe aufjuckender Hase sie erschreckt. Sie brannte durch. Als sie sich dem tieferliegenden Strassenrand näherte, stemmte sie sich auf die Hinterbeine, um zu bremsen. Der Boden aber war vereist; das Tier glitt aus und krachte im Sturz auf seine Flanke nieder. Ein Nierenriss war die Folge. Stella musste geschlachtet werden. Sie war acht Jahre alt, für ein Pferd auf der Höhe seiner Kraft.

Das Handwerk des Bauern birgt Risiken in sich. Im Forst herrschte der Winter mit fünfzehn Grad unter Null. Aber auch in unseren Herzen wurde es kalt durch diese Tragödie. Taurige Heimkehr. Der Himmel war verhangen. Während Tagen mochte niemand reden, ausser über das Allernotwendigste. Stella hatte zum Brauch gehabt, auf dem Rückweg vom Brunnen bei der Küche anzuhalten und mit der Nase das Fenster aufzustossen. Meist konnte sie dabei aus der Hand der Oma einen Apfel oder eine Karotte entgegennehmen. Jetzt aber war ihr Wiehern verstummt.

Der Bauernhof hat auch seine poetischen Seiten. Da gibt es eine Menge zu beobachten: Winter, Schnee in Massen, aber so leicht, dass er von der Bise zu Wolken aufgewirbelt

über den Boden fegt, alle Unebenheiten ausfüllt, Weg und Steg verwischt und die ganze Landschaft in wogendem Weiss auflöst. Ein Symbol der göttlichen Vergebung: alle Spuren ausgelöscht, endlose Weite, empfangsbereit für neue Eindrücke.

Schneegestöber dringt unter den Ziegeln durch und überpudert alles im Innern der Scheune. Die Spinnweben leuchten auf als weisse Sterne, wie überzuckert, von vollkommener Geometrie.

Die fünf Jahrhunderte alte, vierzig Meter hohe Linde vor dem Haus trägt ihr Kleid aus Rauhreif. Und wenn auf einmal der dichte Nebel sich verflüchtigt, hebt sich dieser alte Baum in fast übernatürlicher Majestät vom blauen Himmel ab. Aber seine Herrschaft wird nicht lange dauern, denn kurzum wird er seine Flitterrobe wieder verlieren.

Ein Kalb kommt zur Welt. Es muss getrocknet werden mit Stroh. Es gilt, die Mutterkuh zu melken. Zum erstenmal bekommt es den Lutscher ins Maul, und schon ist es unterwegs ins Leben – sein Leben.

Der Geruch der eben von der Pflugschar von unten nach oben gedrehten Erde. Die Vögel, die uns folgen, um von der plötzlich zur Verfügung stehenden Würmermahlzeit zu profitieren. Die Schollen, die sich gefügig eine an die andere schmiegen, das Versprechen neuer Saaten, neuer Ernten, Garanten unserer Zukunft.

An der niederen Decke des Stalles hat ein Schwalbenpaar sein Nest wieder gefunden, das es vor einem Jahr solide an einen Balken gemauert hatte. Während des Melkens kann man beobachten, wie die Alten in ständigem Kommen und Gehen ihre Sprösslinge füttern. Nach zehn Tagen zeigen diese ihre winzigen Schnäbel, eine Woche später den ganzen Kopf, und schon sind sie auf dem Rand des Nestes. Und jetzt die Flügel hoch und ab in den Wind! Eines schönen Tages sind sie alle weg, aufgebrochen in ihre Freiheit unter schrillumem, Lebensfreude verbreitendem Gezwitzsch.

Dann das Küken: kaum geschlüpft, hockt es auf seinen Füsschen und halst in die Höhe, fast an eine Giraffe erinnernd – und schon einige Tage später – welche Kraft und Gelenkigkeit in diesen Beinchen, wenn es draussen auf dem Hof seiner Mutter Henne nachgaloppiert!

Unsere dreifarbigte Katze kommt uns zum ersten Mal ihre Jungen vorführen. Sie sind schon gross, denn die alte Mieke hat sie in aller Heimlichkeit zur Welt gebracht.

Die unerbittliche Sonne badet uns in Schweiss, macht uns lechzen nach frischem Wasser. Das Heu ist dürr wie Tee, knackig und riecht fein. Es wird sich gut halten.

Der Brunnen, gespiesen aus unterirdischer Quelle, ist freigebig, sogar in Dürrezeiten – sein Wasser Labsal für Mensch und Tier. Auch die Vögel bedienen sich. Auf seinen nassen Rändern befriedigen Bienen, Wespen und Schmetterlinge ihr Bedürfnis nach Flüssigkeit.

Die Ähren des Kornfeldes, golden und wogend im Wind, reif für die Ernte: unser Brot für morgen.

Regen vom Himmel trommelt aufs Dach, befeuchtet das Erdreich, Voraussetzung für alles, was spriessen soll.

Spätabends, wenn ich das Vieh heimhole, verwandelt der Mond die taunasse Weide in ein funkelndes Meer von Strahlen, wie Pfeile aus Aluminium.

Nicht nur mit solch schönen Beobachtungen beschäftigte sich mein Geist; ich begann auch, mir Fragen über meine Situation, meine Zukunft zu stellen.

Sollte ich mein Leben lang so weiterarbeiten, für so geringen Lohn? Gab es in unserer Gesellschaft noch andere, die, wie mein Patron, dank eines "weissen Negers" wie mir, Geld verdienten? Es fiel mir schwer, am Sonntagmorgen die Pferde von oben bis unten zu striegeln und zu bürsten, ihnen Mähne und Schweif zu kämmen und ihre Hufe zu waschen und einzufetten, während der Patron, Mitglied der Kirchenpflege, im Gottesdienst sass. Dass Pferde gepflegt sein woll-

ten, leuchtete mir auch ein, aber warum nicht an einem Werktag?

Die Abrechnung der Waldarbeit machte er oft in meiner Anwesenheit. Ein Tagesertrag konnte sich, ohne die Unkosten zu berücksichtigen, bis auf 140 Franken summieren. Wenn ich aber an meinen ersten Zahltag denke, dann konnte er mit einem einzigen Tageserlös aus dem Holz dreieinhalb Monate lang meinen Lohn bestreiten. Ich wagte nicht, es ihm zu sagen. Ich hatte schlicht Angst, entlassen zu werden, wenn ich mich unzufrieden zeigen würde. So sann ich auf Vergeltung. Ich begann, vor allem mit dem Vieh grob zu verfahren. Heu- und Mistgabelstiele gingen zu Bruch – deren fünfzehn. Ein neuer Stiel kostete fünf Franken. An Tagen meiner grössten Wut streute ich Sand in die Öler des Heuwenders und in die Naben der Wagenräder. «Wenn er schon mit meiner Arbeit zu viel verdient», dachte ich, «soll ihn das Material um so mehr kosten.»

Allmählich begann ich Paul zu verachten und zu hassen. Ich spielte sogar mit dem Gedanken, Feuer an den Hof zu legen, vorausgesetzt, ich liesse mich nicht erwischen. Ich experimentierte mit einer Zündschnur, wie sie bei Sprengungen verwendet wurde. Das System erwies sich aber als untauglich, da die abgebrannte Schnur eine deutliche Spur hinterlassen würde.

Mit sechzehn Jahren war mein Leben wie ein Tintenfass. Was sollte daraus werden? Wie würde die Zukunft sein?

An diesem Punkt traf ich René.

Ich hatte dem Pfarrer versprochen, der Jungen Kirche beizutreten. Um seinem Drängen zu entgehen, dachte ich, wenn ich einmal hinginge, würde er mich nachher in Ruhe lassen. Ich fand dann aber die Mädchen sehr sympathisch, was mich ermunterte, ein zweitesmal hinzugehen.

René war der Leiter der Jungen Kirche. Er sollte mein erster und auch mein bester Freund werden. Er ist es heute noch.

René

René mochte den Kirchengemeinderat Paul Porchet nicht sonderlich. Meine Befürchtung, die beiden könnten unter derselben Decke stecken, war grundlos. Als René mich eines Tages nach einem Treffen heimbegleitete, stellte er mir die Frage: «Wie läuft das so mit deinem Meister?»

Um ihm alles sagen zu können, musste ich René mehrmals sehen. Ich beschrieb ihm meinen Chef als den einzig Verantwortlichen für mein freudloses Leben, für meine Verbitterung und meine tiefe Frustration. Ich hatte gute Gründe, mich zu beklagen und schilderte ihm den einen im einzelnen:

Paul hatte mir erklärt, wie man den Halsstrick halten muss, um ein Tier zu führen. «Ja, ja, ich weiss schon!» hatte ich ihm entgegnet.

Doch die Kuh, die ich an jenem Tag zum Brunnen führen wollte, war brünstig und extrem nervös. Der Durchgang war eng, die Mauer rauh verputzt. Ich dachte, am besten gehe ich als erster durch. Die Kuh, durstig wie sie war, dachte das Gegenteil. So fanden wir uns wieder, gegenseitig verkeilt in der Türöffnung. Da der Strick meine Hand umschlungen hatte, konnte ich mich nicht befreien. Von den Fingern über die Achsel bis zum Schulterblatt zog sich eine blutige Schramme über meinen entblösten Oberkörper. Am gleichen Tag noch hiess mich Paul auf einem umgepflügten

Feld Dünger ausstreuen. Meine Wunden brannten und entzündeten sich.

Pauls einziger Kommentar war: «Beim nächstenmal passt du auf, wenn ich dir etwas sage.»

«Soll das etwa christlich sein?» fragte ich René.

Ich hatte weitere Gründe für meinen Groll auf Lager, falls er mich mit Bibelsprüchen abspeisen wollte.

René ging überhaupt nicht darauf ein. Statt dessen erzählte er mir von sich selbst. Sein Vater war Forstarbeiter. Seinem Lehrer verdankte es René, dass er es zur Handelsschule schaffte. Doch im zweiten Jahr hatte ihm sein Vater einmal beim Abendessen eröffnet: «Das Geld reicht nicht mehr, um alle zu ernähren. Deine Schule ist Quatsch. Heute abend packst du deinen Koffer. Morgen gehst du weg und siehst zu, dass du Arbeit findest.»

René war dann in Basel bei einem Fischhändler untergekommen. «Das habe ich meinem Vater sehr übel genommen», gestand er mir, «aber jetzt habe ich ihn um Verzeihung gebeten, und wir sind einander nähergekommen. Wir sprechen wieder miteinander.»

Das beeindruckte mich – hörte ich hier doch zum erstenmal einen Menschen seinen Glauben bezeugen, indem er sich auf selbsterlebte Tatsachen stützte, die ich verstehen konnte.

Damit hatte er mein Herz geöffnet, und unvermittelt stellte er mir die Frage:

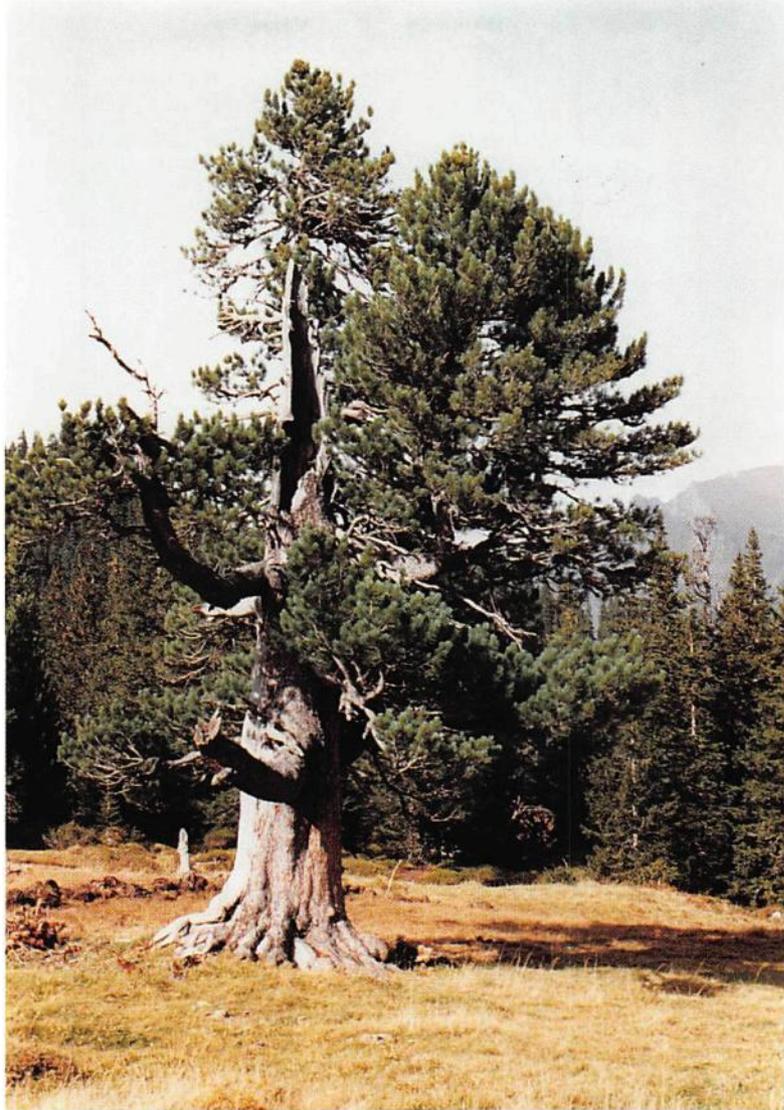
«Glaubst du an Gott?»

«Nein.»

«Glaubst du an dein Gewissen?»

«Vielleicht.»

Er fuhr fort: «Ich sage dir ehrlich, was ich denke: Siehst du, mir scheint, da ist soviel Unreinheit in dir, so ein Verlangen nach Frauen. Du läufst Gefahr, eine ganze Anzahl Kinder in die Welt zu setzen, was weiss ich mit wie vielen verschiedenen Frauen.»



Ich mag die Arve. Sie ist ein Sinnbild für den Lebenswillen. Kein anderer Baum in Europa gedeiht in solcher Höhe. Auch wenn sie im Mark getroffen ist, drängt ihre innere Kraft sie zum Neubeginn. Auf einem Seitenast ersteht die neue Krone. Für die Arve ist der Kampf ums Überleben zum Lebensinhalt geworden.

Wie wahr! Ein Treffer ins Schwarze! Ich wäre bereit gewesen, andern zu überliefern, was ich in meinem Leben als die tiefste Wunde empfand: meine Unehelichkeit. Erstmals hatte jemand den Mut, mir so etwas zu sagen.

René kam auch auf meinen Hass zu sprechen: «Je mehr Rache du übst, umso stärker wird dein Durst auf Rache. Das ist ein Teufelskreis. Den Schädel wirst du dir dabei einrennen. Du bist am Ende. Wenn du dir aber die Mühe machst, auf dein Gewissen zu hören, dann findest du den Ausweg aus deiner Misere.»

Er fügte noch hinzu, dass ich ja wüsste, wo er wohne, und wenn ich ihn bräuchte, sei er bereit, mich zu empfangen, auch mitten in der Nacht. «Aber wenn du weitermachen willst wie bisher, will ich dich nicht aufhalten. Ich wünsche dir Glück. Lebe wohl!»

René war gar nicht sentimental. Jemand musste mich aufrütteln. Mein Innerstes musste umgegraben werden, damit eine neue Saat erwachen konnte in frischem Erdreich. Das Ziel war erreicht, obwohl es nicht gerade leicht war, zum erstenmal im Leben seinem wirklichen Ich gegenüberzutreten.

Angelangt, wo ich war, riskierte ich kaum etwas, wenn ich Renés "Trick" ausprobierte – zumal, wie ich meinte, in meinem Fall wenig Aussicht auf Erfolg bestand.

An einem Sonntag nachmittag setzte ich mich auf einen Strunk am Rande einer Lichtung. Von da konnte ich nach allen Seiten hin beobachten und, falls jemand in meine Richtung käme, mich wieder verziehen. Wie hätte doch das ausgesehen, einfach dasitzen und nichts tun!

Nach fünf Minuten überkam mich ein erstaunlicher innerer Frieden, eine für mich völlig ungewohnte Stimmung. Es war geradezu seltsam.

«*Ich brauche dich.*» Diese vier Worte hörte ich, als ob sie jemand ausgesprochen hätte. Sie klangen gütig und wohlwollend. Ich drehte mich um: da war niemand. Ich durch-

forschte meine Erinnerung, aber nie zuvor hatte jemand solche Worte zu mir gesprochen. Meine Mutter und ich mochten uns sehr gut, aber niemals hatte sie so etwas zu mir gesagt.

«Ich habe einen Plan für die Welt. Du gehörst zu dieser Welt. Ich habe einen Plan für dich.»

Das war, als ob jemand die Fensterläden eines Zimmers, in dessen Dunkelheit ich eingesperrt war, weit aufgerissen hätte. Es war ein Ausblick, von dem ich nie geträumt hätte. Ich sagte mir: «Zu schön, um wahr zu sein!»

Und wenn es doch wahr wäre?

Jetzt lief vor meinen Augen ein Film ab, Bild um Bild in Zeitlupe: Alle Gemeinheiten, die ich begangen hatte, zogen der Reihe nach an meinem Geist vorüber. Schön war das nicht. Ich schämte mich. Ich musste um Vergebung bitten für meinen Hass und meine Racheakte. Durch dieses Tor könnte mein Leben aus dem Dunkel hervorbrechen, einem neuen, lichten Horizont entgegen.

Mensch, war das hart!

Ich brauchte drei Wochen, um mich an Paul heranzuwagen. Vor uns lag ein Haufen von 25 Tonnen Kartoffeln, die wir von Hand zu sortieren hatten. Ich bat ihn um Vergebung für meinen Hass. Die Sache mit den geschlissenen Werkzeugen und alles übrige brachte ich hervor, zwanzig Posten insgesamt. Ich bekannte ihm, dass es Absicht gewesen war, als ich ihn beim Heuaufladen mit der Eisengabel am Bein erwischte. Vierzehn Tage lang war er damals herumgehinkt.

Zwei bis drei lange Minuten war Paul sprachlos. Dann sagte er mir etwas, was völlig berechtigt war: «Ich bin nicht verantwortlich für all die negativen Gefühle, die du wegen deiner früheren Vergangenheit mit herumträgst. Aber», fügte er hinzu, «für meinen Teil bitte ich dich meinerseits um Verzeihung. Ich möchte, dass du bei uns bleibst, damit wir gemeinsam lernen können, auf neue Art miteinander umzugehen.»

Es war, als wäre ein Sack voller Sand von meinen Schultern gefallen. Zu meiner Überraschung fühlte ich plötzlich Sympathie für diesen Mann. Waren wir beide wirklich so unterschiedlich? Das Ganze hatte bloss zehn Minuten gedauert. Ich hatte Veränderung erfahren. Die Schlacken waren geschmolzen. Eine tiefempfundene Lebensfreude bemächtigte sich meiner.

Im gleichen Moment war ich Zeuge, wie mein Chef offen seine Gefühle zum Ausdruck brachte. Auch er war anders geworden.

Von vornherein war mir klar, dass nicht ich das zustandegebracht hatte. Dahinter steckte das Erwachen eines einfachen, praktischen und wirksamen Glaubens. Auf dem Weg der Erfahrung hatte ich Gott gefunden.

Von da an sah ich den Sinn meines Lebens nicht mehr einzig darin, gute Arbeit zu leisten, sondern neue Beziehungen zwischen den Menschen zu schaffen. Dieser Spur musste man nachgehen. Vielleicht führte sie zu einer Goldgrube?

René verlangte von mir nicht, dass ich in eine Kirche eintrat, noch weniger in eine Sekte oder in einen neuen Verein. Weder ein Lebenslauf noch Referenzen waren erforderlich, um Teil eines Organismus zu sein, auch kein Mitgliederbeitrag, jetzt oder später. Als Mann der Basis – um nicht zu sagen der Strasse – schätzte ich diese totale Freiheit.

Es ging um einen Entschluss, den ich in meinem Innern, in den Abgründen meines Seins zu fassen hatte. In diesem Moment brach etwas in mir durch. Es war ein Gelöbnis vor Gott, so wie der Fahneneid eines Wehrmannes, der bereit ist, mit seinem Leben die Heimat vor Gefahr zu schützen. Vergessen wir nicht, damals war unser Land umgeben von kriegführenden Nationen!

Wie leicht hätte ich beim Marxismus landen können! Ich hätte aufrichtig an seine Theorie geglaubt und an seine atheistische Methode zur Lösung der Probleme. Aus seiner Sicht

hätte ich nichts zu verlieren gehabt. Aber René hatte mir etwas anderes vorgeschlagen. Ich hatte dessen Wirksamkeit auch schon erprobt. Das Verhältnis zu Paul, meinem Meister, hatte sich geändert. Es wurde nach wie vor hart gearbeitet, aber ich konnte ihm immer gleich sagen, was ich dachte. Er kaufte uns zur Erfrischung Mineralwasser und Orangetränk, obwohl immer noch das gute, kühle Brunnenwasser den Durst am besten löschte. Paul gab mir eine Lohnaufbesserung, ohne dass ich ihn darum gebeten hätte. Ich erfuhr jetzt auch den Grund, warum wir so hart arbeiten und möglichst viel einbringen mussten. Er vertraute mir an, dass er für einen pleitegegangenen Freund aus seiner ledigen Zeit eine namhafte Bürgschaft abzuzahlen hatte. Man wusste allmählich, woran man miteinander war, und begann sich gegenseitig zu vertrauen.

René führte mich mit Leuten zusammen, die von derselben Lebensauffassung beseelt waren. Wir trafen uns bei ihnen zu Hause. Da war immer noch Platz für einen mehr. Zu grösseren Anlässen traf man sich auch in Hotels. Das erste mal nahm ich an einer solchen "House-Party" im April 1943 im Waldhotel in Chalet-à-Gobet teil, nur zwei Kilometer von meinem Arbeitsplatz entfernt. Die Teilnehmer ergriffen spontan das Wort. Vom ersten Moment an war ich beeindruckt, mit welcher Freiheit sie über die tatsächlichen Dinge in ihrem Leben sprachen, und dies mit Humor. Keiner fiel dem andern ins Wort. Ich war also nicht allein auf der Suche nach Gottes Willen für mein Leben. Wir waren wohl etwa dreissig Personen im Saal. Natürlich war René Thonney dabei. Ich erinnere mich auch an Jules und Jacqueline Fiaux sowie Jules und Marguerite Rochat.

Unter den Anwesenden war auch die sympathische junge Tochter eines Industriellen aus Biel, Lucie Perrenoud. Sie setzte sich auf eine Tischkante und sang uns ein Lied, das

sie auf eine bekannte Melodie selbst geschrieben hatte. Der Text gab das getreue Abbild meiner eigenen Lebenslage wieder:

*Ich bin ein Sennenknabe
auf luft'gen Bergeshöh'n.
Viel Arbeit nur und karger Lohn ist, was ich habe.
Mein Leben, nein, es ist nicht schön!
Ohn' Freud' und ohne Mut blick' ich ins Tal.
Da wird's mir klar mit einem Mal:
Es muss jetzt alles anders werden.
Bei mir beginnt, was neu sein soll auf Erden!*

*Der Chef der Weiden ruft, noch eh' es tagt:
Steh auf, Senn, schaue zu den Herden!
Der Chef im Himmel, er hat mich gefragt:
Und du, willst du nicht anders werden?*

*Mit Religion, da hatt' ich nichts am Hut.
Ein bisschen Ehrfurcht schon, ja freilich.
Doch dacht' ich mir, das sei für Omas gut
und Leute von anderem Schlag als ich.
Von der Nachbarsalp traf ich neulich den Küher.
Er war fröhlich und so ganz anders als früher.
Ich sagte mir: So möchte ich auch sein.
Das lohnt sich, ich geh' das Wagnis ein.*

*Der Chef der Herde ruft, noch eh' es tagt:
Steh auf, Senn, melk die Brente voll!
Der Chef im Himmel, ihn hab' ich gefragt.
Er sagt mir, wo ich mein Leben ändern soll.*

Fünf Monate darauf folgte ein Treffen im Hotel Monney in Montreux. Es kamen Leute aus der ganzen Schweiz und aus allen Schichten. Auf Anhieb spürte ich die Gegenwart

Gottes. Es wehte derselbe Geist wie damals auf jener stillen Waldlichtung, aber mit viel grösserer Reichweite. Das war ein dynamisches Zusammenfinden von Menschen, die in Bewegung waren. Mit meiner einsamen Erfahrung gehörte ich dazu. Ich begab mich also nicht allein auf diese gute Strasse. Eine Illustration dazu gaben vier junge Leute, die von hoch oben auf einer Malerleiter das Chanson von Maurice Chevalier: *De maçon en maçon, de maison en maison, de chantier en chantier...* (Von Maurer zu Maurer, von Haus zu Haus, von Bauplatz zu Bauplatz...) intonierten. Der Refrain klingt mir noch heute in den Ohren.

Für mich war es das erstemal, dass ich ein solches Hotel betrat. Ich fürchtete, mich in den Teppichen zu verfangen. In der Atmosphäre lag indessen überhaupt nichts Gespreiztes. Es herrschte totale Offenherzigkeit. Jules Fiaux, ein kaufmännischer Angestellter, den ich in Chalet-à-Gobet kennen gelernt hatte, bemerkte zu mir, meine Hände seien sauber, was aber von den Fingernägeln nicht gesagt werden könne. Auf diese Weise lernte ich zum erstenmal, dass auch Fingernägel ihre Wichtigkeit hatten. Beim Essen sagte ich mir: «Es ist verrückt, was man von der Serviertochter alles verlangt, während wir selber nur dasitzen. Warum nicht mithelfen?» Ich erhob mich und ging in den Waschraum, um den Wasserkrug nachzufüllen, als ob ich zum Brunnen ginge. Als ich zurückkam, glaubte ich bei den meisten der Tafelrunde ein Lächeln auf den Stockzähnen ausmachen zu können.

Dies nur, um zu sagen, wie ungehobelt ich war.

Endlich kam der Lärm der Feindseligkeiten der Jahre 39 bis 45 zum Schweigen. Es galt, auf den stummen Ruinen Brücken, Strassen, Häuser und ganze Städte wieder aufzubauen. Aber ebenso wichtig war, dass zwischen den gestrigen Feinden wieder Vertrauen wachsen konnte. Allein, auf welchem Boden sollten sie sich wiederfinden können?

Leute in der Schweiz, die sich im Laufe der Jahre in

Chalet-à-Gobet, in Montreux und an verschiedenen Orten der Deutschschweiz getroffen hatten, beschlossen, sich an Ostern 1946 in Interlaken zu versammeln. Wir waren an die 250 Teilnehmer. Waren wir bereit, den Völkern Europas in unserem Land ein Zentrum der Versöhnung anzubieten? Waren wir entschlossen, unsern Beitrag zum Neuaufbau Europas und der Welt zu leisten, indem wir das Beste unserer selbst, unsere Zeit und unser Geld dafür einsetzten?

Angesichts dieser gewaltigen Aufgabe fühlte ich mich hilflos wie ein Kind. Doch da war diese Erfahrung in meinem eigenen Leben, die mir die Gewissheit gab, mein Teil beisteuern zu können. Mein Ja kam von ganzem Herzen, und dasselbe galt für alle andern.

Mein Vater

Mama pflegte gelegentlich etwas Geld beiseite zu legen. Als ich achtjährig war, nahm sie mich mit in die Stadt. Wir standen vor einem riesigen Gebäude.

«Was ist das?» fragte ich.

«Das ist eine Bank. Hier kann man Geld anlegen und Geld abheben.»

Am Schalter warteten Kunden. Wir stellten uns an, und andere kamen hinzu. Mama drehte sich um und sah unmittelbar hinter uns meinen Vater.

«Weiss er, wer ich bin?» fragte er.

«Nein, aber du kannst es ihm ja sagen, wenn du willst.»

Mein Vater war Box-Champion, aber er brachte die Kraft nicht auf, mir zu sagen: «Ich bin dein Vater.»

Zwei Jahre danach überquerten Mama und ich die Place Saint-François in Lausanne, den Knotenpunkt des öffentlichen Verkehrs. Plötzlich fragte sie:

«Siehst du den Mann dort drüben auf dem Zebrastreifen?»

«Ja, warum?»

«Ich werde es dir sagen, aber später, in aller Ruhe.»

Wieder zu Hause, sagte sie, sie hätte schon einige Zeit die Gelegenheit gesucht, mit mir zu sprechen.

«Der Mann, den wir in der Stadt gesehen haben, ist dein Vater.»

«Das ist er also, der Feigling, dieser Dreckskerl!», sagte ich zu mir selbst. «Am liebsten würde ich ihm von hinten eine Flasche auf dem Schädel zerschmettern. Hätte ich eine normale Familie gehabt, wäre es mir nicht so mies ergangen. Daran ist er schuld.»

Zur Mutter gewandt, sagte ich, das lasse mich kalt. Für mich war er ein Fremder.

Als ich zwölf war, nahm mein Vater mit Mama wieder Kontakt auf. Zuvor hatte er sich nach einer unglücklichen Ehe scheiden lassen. Mama willigte ein, ihn von Zeit zu Zeit zu sehen, denn falls die Dinge sich arrangieren liessen, hätte ich – so dachte sie – endlich meinen Vater.

Dies fiel in eine Zeit, als es mit meiner Pflegefamilie bergab ging. Nach den Übergriffen, die sich Albert an mir erlaubt hatte, hatte ich Zuflucht bei Mama gefunden. Sie muss meinen Vater angerufen haben, denn als wir tags darauf im Bahnhof Lausanne den Zug nach Lutry nehmen wollten, stand er auf dem Bahnsteig.

Das war unsere erste wirkliche Begegnung. Er begrüßte mich flüchtig, als hätten wir uns kurz vorher schon gesehen, und holte dann zu einer hitzigen Tirade wegen der mir durch Albert zugefügten Schläge aus. Er wollte sofort Anzeige erstatten. Seine immer wiederkehrenden «Ich, ich, ich» waren bezeichnend. Mama erinnerte ihn daran, dass sie die elterliche Gewalt innehatte und dass sie beabsichtige, noch an diesem Tag vorstellig zu werden, nachdem sie mich nach Lutry zurückgebracht hätte.

«Der hat ein grosses Maul und kein Herz.» Das war der Eindruck, den mein Vater bei dieser ersten Begegnung auf mich machte.

Von da weg sahen wir drei uns immer öfter. Doch sollten noch drei Jahre vergehen, bis er gewillt war, das Verhältnis zu meiner Mutter und mir zu regeln.

Ein paar Monate vor meinem Schulabgang heirateten dann meine Eltern. Mündlich hatte mein Vater vorher schon

bestätigt, dass ich sein Sohn sei, doch jetzt anerkannte er mich offiziell. Hätte er das nämlich früher getan, so wären ihm daraus Verantwortlichkeiten erwachsen, und er hätte meiner Mutter Alimente entrichten müssen.

In der Schule gab ich dem Lehrer und den Kameraden meine Namensänderung auf eher ungeschickte Weise zur Kenntnis. Da wir kurz vor dem Schritt ins erwachsene Leben standen, war unser Lehrer bemüht, uns das Stimm- und Wahlrecht auf möglichst anschauliche Weise zu erklären. Er hatte Wahlzettel vorbereitet, die er mit unseren Namen versehen hatte. Auf der Kandidatenliste figurierten sämtliche Knaben der Klasse. Als er die Zettel verteilte, sagte ich etwas verlegen: «Da ist ein Fehler, ich heiße nicht mehr so.»

Ich musste erläutern, dass ich bis anhin den Namen meiner Mutter getragen hatte, die ein Fräulein war. Sie hätte aber am vergangenen Samstag dort drüben meinen Vater geheiratet, meinte ich und zeigte mit dem Finger durchs Fenster zur Kirche "Les Croisettes" hinüber.

«Da er mich anerkannt hat, trage ich eben jetzt seinen Namen, nämlich Henry.»

Der Lehrer war nobel: «Seht ihr, ein sehr gutes Beispiel. Wenn eine Frau einen Mann heiratet, dann ändert sie ihren Zivilstand und ihr Kind den Namen.»

Er begab sich an sein Pult, schrieb meinen neuen Namen mit Zierschrift auf einen frischen Zettel und setzte die Lektion fort.

In der Pause wurde ich mit Fragen bombardiert:

«Wer ist dein Vater?»

«Warum hat er dich denn im Stich gelassen?»

«Ist er reich?»

«Magst du ihn?»

«War deine Mutter eine Hure?»

«Wirst du jetzt zu ihnen ziehen?»

Ich wohnte auf dem Gut von Paul Porchet, und im Februar 1944 verliess ich ihn, um in die Rekrutenschule einzurücken. Vier Monate später, nunmehr neunzehneinhalb Jahre alt, fand ich meine Bleibe zum erstenmal im Leben bei meinen Eltern. Sie hatten mich eingeladen.

Ohne dass ich davon etwas wusste, hatte mir mein Vater einen Job eingebrockt. Er war Chef des städtischen Desinfektionsdienstes, welcher der Polizeidirektion unterstellt war. Mit seinem Vorgesetzten hatte er unter der Hand erwirkt, dass die Stelle des Hilfsfahrers und Desinfektionsassistenten neu besetzt werden musste. Er hiess mich meine Bewerbung einreichen und nannte mir auch gleich den Betrag, den ich beim Lohnbegehren einsetzen müsse, damit es unter dem der andern Kandidaten lag.

Ich wurde angestellt, musste aber mein eigenes Fahrzeug stellen. Tausend Franken Ersparnes hatte ich selbst. Den Rest liess mir die Mutter vom ihrigen. Ein Jahr später hatte ich alles wieder zurückbezahlt.

Von da ab stand ich auf eigenen Füessen, aber gleichzeitig wurde ich der Arbeiter meines Vaters. Mein Gehalt war fünfmal grösser als jenes in der Landwirtschaft, bei weit weniger Arbeitsstunden. Jetzt hatte ich auch Freizeit. In Abendkursen erwarb ich mir den kantonalen Desinfektoren-Ausweis. Das war und blieb das einzige Papier in meiner Tasche.

Davon profitierte auch mein Vater. Er konnte die Arbeit mir allein überlassen, während er bei einem Dreier Weisswein mit seinen Kumpanen diskutierte.

Wenn er dann zurückkam, machte er mir Vorwürfe, dass die Arbeit noch nicht fertig war.

Er begann nun des öftern ins Glas zu schauen und wurde mehr und mehr gehässig. Er liess sich gehen. Das beunruhigte mich.

Mein Vertrag mit der Stadt verpflichtete mich, für meine Abwesenheiten wegen Militärdienstes einen Stellvertreter zu

finden. Der Vater war bereit, meine Aufträge zu einem tieferen Salär zu übernehmen, als ich einem andern Arbeiter hätte entrichten müssen. Immerhin erhöhte sich damit sein Gehalt als städtischer Angestellter. Da er kein Fahrzeug besass, gebrauchte er in dieser Zeit meinen Kleintransporter, mit dem er auch ausserhalb der Arbeitszeit umherfuhr. Darüber wurde nie abgerechnet. Jedenfalls kam er nicht zu kurz.

Der Umgang mit meinem Vater war alles andere als einfach. Er wollte das Sagen haben, sogar in meinen persönlichen Angelegenheiten, musste er doch zeigen, dass er mein Vater war. Ich reagierte manchmal ziemlich spröde auf ihn. Bis anhin hatte ich mich selbst durchgeschlagen und mir mein Brot verdient. Als Zwanzigjähriger konnte ich auf seine unentgeltlichen Ratschläge verzichten. In meinen Jugendjahren hätte ich ihn nötig gehabt, aber nie hatte ich auch nur eine Postkarte von ihm erhalten oder einen Franken Taschengeld.

Während seines ganzen Lebens habe ich nie von ihm Geld bekommen. Es war mir übrigens auch lieber so.

Allmählich musste ich feststellen, dass meine Verbitte- rung unsere Beziehung vergiftete. Ich sprach mit René darüber. Er half mir einzusehen, dass ich selbst zu einem Hin- dernis wurde, das jeder Verständigung im Wege stand.

Mit meinem früheren Chef hatte ich erfahren, was eine Bitte um Verzeihung auslösen konnte. Warum war es aber so schwierig mit meinem Vater?

Er konnte mir sagen:

«Du behauptest, du hättest als Kind hart arbeiten müs- sen. Da bist du nicht der einzige. Ich habe auch gearbeitet.»

Oder dann:

«Du warst Knecht, na und? Etwas musstest du ja tun!»

Darauf ich:

«Ich hätte viel lieber mit dir und für dich gearbeitet, gemeinsam als Familie, statt immer für andere Leute.»

Er liess es dabei.

Jawohl, ich nahm ihm übel, dass er mich fallen gelassen und der Mutter keine Alimente entrichtet hatte.

Was hatte René doch gesagt?

«Zumal du glaubst, dass die Schuld zu neunzig Prozent bei deinem Vater liegt, warum findest du es so schwierig, dich für deine wenigen zehn Prozente zu entschuldigen?»

«Vergib mir!» war fast ein Zauberwort, aber es war so hart, es auszusprechen.

Und wenn er laut auflachte?

Trotz allem war ich vielleicht derjenige, der den Schlüssel zu einer Wende in der Hand hielt.

Mit Demut ging ich das Wagnis ein:

«Ich werde versuchen, Vater, dir nicht immer Vorwürfe zu machen wegen der Vergangenheit. Hilf mir!»

Er reagierte sehr schlecht:

«Halt 's Maul, oder ich hau' dir eine runter!»

Trotzdem – in den Wochen, die folgten, versuchten wir, uns gegenseitig zu akzeptieren, einander zu schätzen oder mitunter sogar zusammen zu lachen. Das Eis fing an zu schmelzen, wenn auch langsam.

Ich musste mir eingestehen, dass ich einige charakterliche und körperliche Eigenschaften meines Vaters auch in mir wieder fand. Aber ich hatte mich für Ehrlichkeit entschieden und für Respekt gegenüber den Frauen. Hier lag der Unterschied. Ich hatte ihn verurteilt, wenn er sich unflätig benahm oder wenn er andere ausnützte. Beschämt musste ich erkennen, dass ich selbstgerecht geworden war. Ich, der ich fromme Heuchler so verabscheute, war selber einer geworden. Ich wartete einen günstigen Tag ab und sagte das meinem Vater. «Was für ein Dummkopf ich doch war, es so weit kommen zu lassen», fügte ich noch hinzu.

Diesmal reagierte er überhaupt nicht, oder wenigstens liess er sich nichts anmerken.

Zu jener Zeit, nach dem Ende des Krieges, waren Schweizer aus allen Landesteilen daran, ein Zentrum der Begegnung und der Versöhnung für die Völker Europas zu errichten. Nachdem sie ihre Mittel zusammengelegt hatten, schritten sie zum Kauf des damaligen Hotels Caux-Palace, welches in den Kriegsjahren seine ursprüngliche Bestimmung verloren hatte.

René und ich unterhielten uns oft darüber, denn auch wir wollten auf irgendeine Weise unseren Beitrag zu diesem Unternehmen leisten. René hatte sich schon 1946 durch seine Schwester auf der Poststelle von Chalet-à-Gobet vertreten lassen, um mitzuhelfen, den Rahmen für die erste Sommerkonferenz in Caux zu gestalten.

Welches war nun mein Beitrag?

Im September 1947, während ich die Unteroffizierschule absolvierte, hatte ich den klaren Gedanken, nach der Entlassung meine ganze Zeit in Caux einzusetzen. Noch am selben Tag schrieb ich einen Brief an die Stadt Lausanne mit der Bitte, mich nach der dreimonatigen Kündigungsfrist von meinem Vertrag als Desinfektor zu entbinden.

Darauf reagierte mein Vater äusserst heftig. Er hatte mir zu einer guten Stelle verholfen, die mir zudem die Möglichkeit gab, zum städtischen Angestellten aufzusteigen. Auch für ihn bedeutete mein Entschluss den Verlust vieler Vorteile. Zuerst traktierte er mich mit allen Schimpfwörtern der Welt. Dann aber fing er sich auf und versuchte es auf die freundliche Tour.

Angesichts meiner kühlen Entschlossenheit vereinbarte er ein Treffen mit dem Chef des Gesundheitsdienstes, Dr. Messerli, Psychologe seines Zeichens und gelegentlicher Mitarbeiter in der psychiatrischen Klinik von Cery.

Zu Beginn unserer Unterredung war er sehr entgegenkommend. Auf seine Fragen antwortete ich ihm, dass ich mit meiner Arbeit und auch mit meinem Lohn zufrieden sei. Dabei nahm ich die Gelegenheit wahr, ihm für seinen Brief

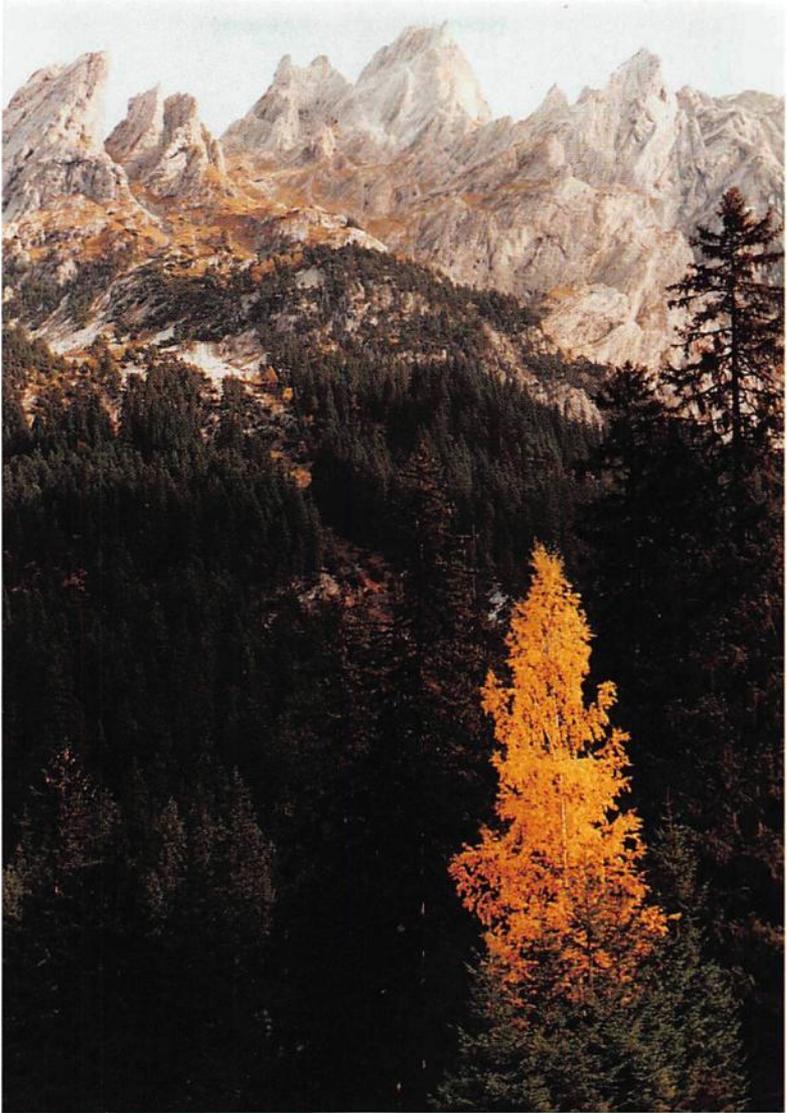
zu danken, mit dem er mir eine Lohnaufbesserung von 25% ab kommendem Jahr in Aussicht gestellt hatte. Trotzdem verflüssigte sich eins ums andere der Argumente des Herrn Doktor, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Langsam wurde er ungehalten. Er erhob sich und redete weiter, indem er im Büro auf und ab ging. Schliesslich fuhr er mich an: «Sie sind ein dickköpfiger, bornierter junger Mann. Ihr Idealismus ist nicht mehr als ein Strohfeuer. Auf Leute mit Lebenserfahrung wie Ihren Vater und mich wollen Sie nicht hören. Was wird Ihnen letztlich Ihr Glaube nützen? Wird er Ihnen etwa zu essen geben?»

«Herr Doktor», gab ich zur Antwort, «so wie ich meinen Glauben auffasse, sehe ich darin nicht einen Trick, um keine Fehler zu machen, sondern eine Kraft, die mir hilft, wieder aufzustehen, wenn mir welche unterlaufen.»

«Unser Gespräch ist zu Ende», zischte er zornig, «gehen Sie!». Ich streckte ihm die Hand entgegen. Seine eine hielt die Türklinke, die andere blieb hinter seinem Rücken. Ich stellte mir die Frage, ob wohl die Psychologie dazu dient, ändern seinen Standpunkt besser aufzuzwingen, oder ob sie im Gegenteil die Kunst vermittelt, sich in die Lage anderer zu versetzen, um ihnen weiterzuhelfen.

Am 31. Dezember hörte ich auf zu arbeiten. Ich wohnte noch bei meinen Eltern. Kaum waren die ersten Januartage vorüber, stellte mich mein immer noch aufgebracht Vater von einem Tag auf den andern vor die Tür. Ich musste bei Freunden Unterschlupf suchen, denn ich wollte noch meinen Vorrat an Desinfektionsmitteln veräussern, bevor ich nach Caux fuhr.

Mein Vater hatte sich im Beruf eine Vergiftung mit Chemikalien zugezogen. Schon deswegen hätte er nie Alkohol trinken dürfen. Dreimal schon hatte er mich gebeten, mit ihm beim Blauen Kreuz eine Abstinenzklärung zu unter-



In den Weiten der Wälder der Schwarzwaldalp hebt sich eine von der Sonne beschienene Birke golden von der Dunkelheit ab. Das Kind zu Bethlehem, das alle Menschen erleuchten soll, gibt auch den Anschein eines sehr zerbrechlichen Lichtes. Doch es lehrt uns, zu vergeben, die Hand entgegenzustrecken, statt die Faust zu ballen.

zeichnen. Dies geschah jeweils, nachdem er sich krank getrunken hatte.

Beim drittenmal wollte er sich für ein ganzes Jahr verpflichten. Behutsam schlug ich ihm eine kürzere, aber erneuerbare Periode vor.

«Für wen hältst du mich eigentlich? Willst du mich jetzt entmutigen?»

Wir unterschrieben an einem Morgen gegen neun Uhr dreissig.

Beim Hinausgehen sagte er beiläufig: «Geh schon, was soll mich ein Knirps in die Kneipen begleiten! Ich hab' nur noch ein paar kleine Schulden zu begleichen.»

Zum Mittagessen kam er nicht nach Hause. Gegen vierzehn Uhr kehrte ich mit dem Lieferwagen in die Stadt zurück. Da sah ich ihn. Er beanspruchte die ganze Breite des Gehsteiges und einen Teil der Fahrbahn auf seinem Marsch heimwärts. Ich half ihm in den Wagen. Daheim führte ich ihn am Arm die Treppe hoch und brachte ihn zu Bett. An diesem Tag kam kein Wort mehr von ihm. Doch am andern Morgen grinste er mich an und sagte spöttisch: «Ich hab' dich erwischt. Jetzt werde ich aufpassen, ob du es ein Jahr lang schaffst.»

Wenn wir zuvor etwa gemeinsam ein Glas genehmigten, wusste ich wann aufhören. Er aber trank weiter, und natürlich war nachher ich derjenige, der ihn besoffen gemacht hatte. Seiner Frau warf er zu: «Was für einen Drecksbengel hast du da gemacht!»

Doch meine Einstellung konnte ihm kaum helfen. An unserem Nationalfeiertag, dem 1. August 1948, hatte ich die unangenehme Idee, dem Alkohol auf immer zu entsagen. Ich hielt durch, sagte aber dem Vater nichts davon.

Am Heiligen Abend 1949 habe ich den Wunsch, den Eltern einen Überraschungsbesuch zu machen. Sie haben kein Telefon. Mama ist entzückt, mich zu sehen. «Er ist aus-

gegangen», sagt sie, «er hat wieder seine "Phase" und ist jähzornig. Pass auf, wenn du ihm die Tür aufschliesst!»

Eine Viertelstunde nach Mitternacht fällt unten mit einem heftigen Knall die Haustür zu, wohl durch einen Fusstritt oder Faustschlag. Ich öffne die Wohnungstür. Eingedenk seiner Methoden als früherer Amateur-Boxchampion halte ich meinen linken Arm vorsichtshalber über die Magengegend. Der Schlag ist heftig und präzise, zertrümmert aber lediglich das Glas meiner Armbanduhr. Mit einem Schwall von Schimpfwörtern der niederen Sorte – Schelm, Lügner, Homo sind die gelindesten – macht er seiner Rage Luft. Nach einer Viertelstunde hält er unvermittelt inne:

«Hast du nichts zu erwidern? Sag endlich was!»

Ich sage ihm: «Ich denke, du könntest der glücklichste Mensch der Welt sein, wenn du ...»

Ich kann meinen Satz nicht zu Ende reden, denn er holt von neuem aus, diesmal gegen die Kirchen, die Frömmeler, die Moralische Aufrüstung. Der ganze in den Wirtshäusern herumgebotene Klatsch wird mir brühwarm aufgetischt, gespickt mit Drohungen und skandiert mit Faustschlägen auf den Tisch. Plötzlich bricht er ab:

«Verdammt nochmal, sag doch endlich was!»

Ich wiederhole meine Überzeugung:

«Du könntest der glücklichste Mensch sein ...»

Er schweigt. Über seine Wangen rollen Tränen. Es ist das erstemal, dass ich meinen Vater innerlich erregt sehe. Es ist sichtbar und ergreifend. Oder ist er eine weinerliche alte Tante geworden? Und wenn es doch ernst gemeint wäre? Hat endlich sein Herz wieder zu schlagen begonnen?

Er packt mich am Unterarm, drückt ihn fest und schaut mich direkt an:

«Wie hast du es geschafft, mit dem Trinken aufzuhören?»

Jetzt bin ich sprachlos. Wie weiss er das überhaupt? Ich

habe ihm nie etwas gesagt, auch die Mutter nicht. Zum Glück fügt er bei:

«Ich habe mich in den Wirtshäusern erkundigt, wo wir gemeinsam eingekehrt waren. Sogar auf dem Col de Jaman erzählte man mir: 'Ihr Sohn trinkt keinen Alkohol mehr'.»

Diese Erläuterungen geben mir Zeit, eine Antwort zurechtzulegen. Sage ich ihm, es sei, weil Gott es so wollte, legt er wieder los wie zuvor. Doch da unterbricht er die Stille wieder:

«Komm schon, erklär!»

«Vater, jeder von uns hat seine Versuchungen. Für mich sind es eher die Frauen. Wenn ich eine sehe, die mir gefällt, dann möchte ich mehr als nur die Freude des Anblicks. Also bete ich. Die Versuchung weicht, und alles ist wieder an seinem Platz.»

Fast demütig sagt er:

«Angenommen, ich würde beten, könnte das bei mir funktionieren?»

«Willst du, dass wir es gemeinsam versuchen? Komm hinüber zum Diwan!»

Dort angekommen, lässt er sich der Länge nach drauf-fallen.

«Beten, das geschieht auf den Knien. Das ist ein Kampf, eine Wahl zwischen deinem eigenen und Gottes Willen. Dein Körper muss gebeugt werden und dein Wille gebrochen», sage ich.

Mühsam geht es, aber er gelangt auf die Knie.

Er: «Du bist beim "Grossen Patron" gut angeschrieben, also übernimm du das Reden! Ich höre zu.»

Ich: «Ich bete für mich, du betest für dich.»

Mein «Amen» wirkt wie der Auslöser einer Sprungfeder. In weniger als einer Sekunde ist er auf den Beinen.

«Ich meinte, du wolltest beten ...»

Er zögert, kniet hin und dreht den Kopf zu mir herüber:

«Ich kann nicht beten. Was muss man denn sagen?»

Jetzt ist es an mir, ergriffen zu sein. Man hat es ihm offensichtlich nie beigebracht, oder dann liegt es zu weit zurück.

«Du wirst ihm ja kaum die “Fabel vom Fuchs und der Krähe” aufsagen wollen. Was fühlst du denn?»

Voll innerem Aufruhr gegen sich selbst, landet er einen wuchtigen Faustschlag im Polster, was eine Staubwolke aufwirbeln lässt.

«Ich hab’ die Nase voll.»

«Gut, das muss gesagt sein.»

Seinen Kopf wieder gegen die Wand gerichtet, sagt er:

«Ich hasse diese Frömmler, die sagen ‘mein Gott, mein Herr’. Da du mir schon zuhörst, sage ich dir, ich habe die Nase voll, aber voll.»

Er dreht den Kopf wieder zu mir:

«Wie mache ich jetzt weiter?»

«Was möchtest du denn?»

«Dass alles anders wird.»

Das war seine Art zu beten, Satz um Satz, bis zu seiner letzten Bitte:

«Mach mich glücklich und weniger mürrisch!»

Und zum Schluss:

«Amen sage ich nicht, du hast mich ja gehört und verstanden.»

In aller Ruhe geht er zu Bett.

Ich hingegen kann nicht schlafen. Ich bin soeben Instrument und Zeuge einer Selbsterkenntnis, einer Umgestaltung im Leben meines Vaters gewesen. So oft habe ich mich gefragt, ob er noch zu retten sei.

Das Weihnachtsgeläute ist bereits eine gute Weile verstummt. In meinem Herzen aber klingt es weiter, besonders die tiefen, regelmässigen Schläge der grossen Glocke.

“Friede auf Erden” hatte an jenem Abend nichts Abstraktes an sich. Er kommt, wenn Menschen bereit sind, sich zu öffnen und anders zu werden.

Während fünf Monaten blieb er fest. Dann hielt er nach einer handfesten Sauferei wieder einige Monate, manchmal nur einige Wochen stand. Später hatte er die Kraft nicht mehr.

Zwei Jahre darauf kam ich mal unverhofft zu Hause an. Er wurde nicht böse, obwohl er nicht in guter Verfassung war. Ich fragte ihn:

«Möchtest du, dass wir zum Diwan hinübergehen?»

Seine Antwort kam auf der Stelle und war eindeutig:

«Nein, du hast mir den Trick des Telefons mit dem "Grossen Chef" beigebracht. Ich brauche dich nicht mehr.»

Mit der Zeit litt er unter schweren Halluzinationen. Einmal kam er per Taxi zu mir nach Epalinges, um mir zu melden, Mama habe sich das Leben genommen. Er schluchzte. Ich glaubte ihm. Zum Glück war das nur in seinem Kopf passiert. Am selben Tag musste er in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Dem folgte eine achtmonatige Kur in einer spezialisierten Entzugsanstalt.

Als er wieder zu Hause war, sorgten Mama und ich für ihn, wie wir nur konnten. Wir versuchten alles. Er war ein grosser Pilzkenner und war in der Lage, über 150 verschiedene Arten zu bestimmen. So fuhr ich mit ihm ins Wallis, wo mir ein grosses Vorkommen des Violetten Rötelritterlings bekannt war. Es war Eidgenössischer Dank-, Buss- und Bettag. Ich hatte einen Kleinwagen gemietet. Leider wusste ich nicht im voraus, dass an diesem Tag im Wallis die Gaststätten erst um 16 Uhr öffneten. Vater aber war zum Schluss gekommen, wir hätten just diesen Tag ausgewählt, um ihn vom Trinken abzuhalten. Er weigerte sich, auch nur einen einzigen Pilz zu pflücken. Ich verstand, dass seine grosse Leidenschaft für die Pilze jener andern Leidenschaft, die eine teuflische Macht auf ihn ausübte, den Vortritt gelassen hatte.

Er geriet tiefer und tiefer in deren Bann. Einmal trank er noch mehr als gewöhnlich. Als er aus dem Wirtshaus trat,

herrschte starker Verkehr auf der Strasse. Ein Automobilist, der ihm nur knapp ausweichen konnte, fuhr gleich zum Polizeiposten und verzeigte ihn. Am selben Abend befand sich mein Vater wieder in der psychiatrischen Klinik für einen dreiwöchigen Aufenthalt.

Wie immer waren natürlich wir schuld daran, denn wir hätten ihn zu Hause aufgeregt. Wie alle Alkoholiker machte er immer andere für sein Missgeschick verantwortlich.

Mit 73 starb er an einem rapide fortschreitenden Rheumatismus. Sein ganzer Körper erstarrte nach und nach, ausgenommen die Augenlider, die Augen und die Lippen. Ich legte ihm behutsam ein Tuch auf die Stirn und trocknete ihm den Schweiß in den Augenhöhlen. Sein Reden war ein Gurgeln. Man verstand ihn nicht mehr. Das Klingeln des Telefons liess ihn aufseufzen, so empfindlich war er geworden.

Es war am Ende dreier schmerzvoller Tage, seine Augen vermittelten Liebe, und er lächelte – ein Lächeln, wie er es uns seit fünfzehn Jahren nicht mehr beschert hatte, denn er hatte uns gehasst, weil wir ihn “einsperren” liessen. Ob er wohl jenes Telefon benützt hatte, das den Menschen mit Gott verbindet? Welche Kraft kann inmitten solcher Pein Frieden schenken? Er starb friedlich.

Es brauchte von mir dieses kleine Opfer, nicht mehr zu trinken, um endlich bei einer einzigen denkwürdigen Gelegenheit mit meinem Vater ernsthaft über unseren Schöpfer sprechen zu können. Weder schöne Reden noch gutgemeinte Ratschläge waren gefragt, sondern eine Gebrauchsanweisung, um sein Herz für eine grössere Dimension zu öffnen.

**Diese Überlegungen sandte ich all denen, die mir
beim Tod meines Vaters ihr Beileid bezeugt hatten:**

Warum so viel Hass,
warum so viel Mühsal bereiten,
so viel Vergeltung
und für sich selbst so viel Schmerz?

Warum warten, bis der Tod sich uns naht,
bis die letzte Stunde eines Lebens schlägt,
um das wahre Licht zu sehen
und sich von ihm durchdringen zu lassen?

Warum die Hand zur Faust ballen,
anstatt sie auszustrecken,
Warum das Herz zusammenschnüren,
wenn es sich doch nach Grösse sehnt?

Seht ihr den Tau
auf den Blättern der Natur,
wenn der Tropfen durchdrungen wird
vom lichten Strahl? Welch ein Kleinod!

Ein namenloser Wassertropfen
funkelt, leuchtet auf, wird zum Diamanten.
Es geschieht in einem Augenblick.
Mittelmässigkeit wandelt sich zur Pracht.

Vaters letztes Lächeln,
wie nie zuvor erschienen auf seinem Antlitz.
So anders war diese Haltung. Welche Erinnerung!
Seid gewiss, das war kein Trugbild.

Für einen Wassertropfen genügte ein Strahl.
Um Vaters Miene aus der Starre zu lösen,
brauchte es wohl mehr als das.
Zu was, zu wem hat er «ja» gesagt?

War es zu Gott, dem lange verschmähten?
Welche Macht kann in die Abgründe des Leidens
so grossherzig Frieden spenden,
Erholung bringen und Hoffnung?

Ich lebe und will nicht das Morgen abwarten,
um dem Willen des einen Vaters zu gehorchen.
Denn davon hängt mein Schicksal ab
und auch das meiner Mitmenschen.

Warum weiter warten, gebraucht zu werden,
Mag auch das Herz verwundet sein?
Verflixt! – heute noch, es lohnt sich,
Ihm von neuem herzlich «ja» zu sagen.

Für eine neue Welt

Im Februar 1948 begann ich als freiwilliger, vollzeitlich verpflichteter Mitarbeiter in Caux. Ein Freund holte mich bei der Bahn ab. Wir betraten die grosse Eingangshalle des Caux-Palace, und hier traf ich auf einen der Gründer des neuen Zentrums, den Zürcher Ingenieur Robert Hahnloser. Das muss wohl ein ganz "hohes Tier" sein, dachte ich mir, und mein «Bonjour, Monsieur!» klang voller Ehrfurcht.

Er lächelte, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte:

«Ich werde dich nötig haben, sowie du mich nötig haben wirst. Mein Name ist Robert.»

Da war ich wieder in derselben Atmosphäre wie vor zwei Jahren, als ich mich hatte beurlauben lassen, um an der ersten Caux-Konferenz teilzunehmen.

Damals hatte ich die Verantwortung für den Gepäcktransport übernommen. Einer meiner Mitarbeiter war Ismaïl Hassan. Er war ein Vetter des Königs Faruk von Ägypten und hatte mir spontan seine Mithilfe angeboten. Ismaïl war in der Schweiz aufgewachsen und sprach fließend unsere vier Landessprachen und noch einige andere dazu. Wenn er in Schweizerdeutsch zu scherzen begann, krümmten sich diejenigen vor Lachen, die es mitbekamen, und er lachte mit. Er gab sich grosse Mühe trotz seines Asthmas, welches ihm beim Gepäckverlad vor Abfahrt der Züge mitunter hinderlich

war. Für einen Prinzen war er von erstaunlicher Dienstfertigkeit.

Frank Buchman war mit einer 140köpfigen internationalen Mannschaft angereist. Die anwesenden Schweizer und die bereits eingetroffenen Delegierten aus den Nachbarländern empfingen die Neuankommenden vor dem grossen Eingang. Es war ein strahlender Tag. Fahnen flatterten in einem sanften Wind. Jodler und Jodlerinnen in bunten Kantons-trachten begeisterten mit einheimischen Klängen.

Das Mittagessen war angesagt, und die grosse Schar begab sich in den Speisesaal.

Frank Buchman schritt noch einen Moment in Begleitung eines Freundes vor dem Hause auf und ab. Ich war dabei, an die dreihundert Koffer abzuladen. Vom Lastwagen aus beäugte ich den Mann, von dem ich schon so viel gehört hatte. Auf meiner Höhe angekommen, hielt er inne und sagte gutgelaunt:

«Hello there, wie heissen Sie? Eine flotte Arbeit tun Sie da!»

Ich war beeindruckt, dass ein Mann seines Kalibers sich für einen einfachen Gepäckträger interessierte. Jetzt, ein Jahr später, fand ich mich wieder in der gleichen Situation. Frank kam am Lastwagen vorbei, den ich entlud. «Hello Jacques», rief er, «schön, dich wiederzusehen!»

Das überwältigte mich. Wie konnte er sich meines Namens erinnern, er, der mit Tausenden zusammenkam?

Die auf den ersten Blick einfach scheinende Idee Frank Buchmans lag in seiner Überzeugung, jeder Mensch könne Gedanken, Anweisungen und Inspiration von seinem Schöpfer oder von der Stimme seines Gewissens empfangen. Aber da unsere Natur dazu neige, sich einzumischen, könnten die Botschaften verzerrt ankommen. Er schlug deshalb vor, sie an vier absoluten moralischen Massstäben zu messen: an absoluter Ehrlichkeit, absoluter Reinheit, absoluter Uneigennützigkeit und absoluter Liebe.

Klein und unscheinbar fühlte ich mich anfänglich in dieser grossen Versammlung, ja fast wie erdrückt. Später als Hochalpinist überkamen mich wieder derartige Gefühle. Ich, ein winziges Sandkorn angesichts einer furchterregenden Wand aus Fels und Eis. Was hatte ein gewesener Bauernknecht bei diesen Leuten aus allen Ländern, unter ihnen führende Persönlichkeiten von höchstem Rang, überhaupt zu suchen? Da waren in der Tat Regierungsleute oder Unternehmer, die Zehntausende beschäftigten und Gewerkschaftsführer wie Maurice Mercier, der ebensoviele Arbeiterinnen und Arbeiter der französischen Textilindustrie vertrat.

Eingedenk dessen, was Gott für mich getan hatte, fühlte ich mich trotz allem am richtigen Platz. Die Erfahrung, die ich gemacht hatte, war echt und konnte vielleicht auch andern helfen. Ich sah mich als Arbeitsameise, die nicht danach trachtete, Königin im Ameisenhaufen zu werden, sondern damit zufrieden war, mit Freude der Gesamtheit zu dienen. Caux hatte notwendigerweise und zu meinem Vorteil den Horizont meines Denkens erweitert und meinen Glauben vertieft. Ein Freund lud mich zu einem Törn auf sein Segelboot. Welch ein Unterschied, als er die Tücher gesetzt hatte! Bisher war ich eher mit gestrichenen Segeln durch mein geistiges Leben gedriftet. Jetzt lernte ich, sie zu hissen und mich vom Wind vorwärtstreiben zu lassen.

Als ich 1948 in Caux ankam, musste ich unerwarteterweise den Chef der Putzequipe ersetzen, der tags darauf mit einer Delegation in den Norden Frankreichs fuhr. Ich hatte weder eine Ahnung, wie man das Reinehalten eines Hotels dieser Grösse bewerkstelligte, noch wie ein zwanzigköpfiges Reinigungspersonal zu führen war, dessen Mitglieder zudem älter waren als ich. Gemeinsam machten wir uns mit der Aufgabe vertraut. Ich lernte, zeitgemässe Hilfsmittel einzusetzen, während der Konferenzen die Nachtschichten zu organisieren und die Löhne auszuhandeln. Auch empfing ich zahlreiche Firmenvertreter und testete ihre Produkte, bevor

ich diese anschaffte. Das schwierigste war, das Wundermittel zu entdecken, das keinen Nebelkranz auf den Scheiben zurückliess, selbst dann nicht, wenn die Fenster bei praller Sonne saubergemacht wurden.

Die Gesamtreinigung aller 250 Logierzimmer, der Aufenthaltsräume, der Konferenzhalle, des Speisesaales mit seiner grossen Fensterbucht und der Hunderte von Metern langen Korridore forderte meinen Leuten Tausende von Arbeitsstunden ab. Auch gab es zwischenmenschliche Probleme zu lösen, wie etwa Rivalitäten unter den Mitarbeitern oder Kümmernisse in ihren Familien.

Aus Amerika kamen die neuen Mittel zur Versiegelung der Böden. Das gute alte Bohnerwachs hatte ausgedient. Dies vereinfachte uns das Leben gewaltig. Der 450 Quadratmeter messende Parkettboden des grossen Speisesaals war durch die viele Behandlung mit Stahlwolle arg mitgenommen und hätte ersetzt werden müssen. Dank der Versiegelung wurde diese teure Massnahme hinfällig. Anschliessend an das gelungene Experiment versiegelten wir Tausende von Quadratmetern Parkett im ganzen Haus.

In der Zeit, die mir neben der Arbeit übrigblieb, nahm ich am Konferenzgeschehen teil. Unauslöschlich prägte sich mir die Ankunft der ersten Delegation aus Deutschland ein. Ich spürte diesen Menschen gegenüber einen inneren Groll und Misstrauen. Doch im Geiste der Toleranz öffnete ich mich ihnen. Wir kamen ins Gespräch. Dabei ging mir auf, was eine Ideologie ist, was für eine Macht sie darstellt und welche Wirkung sie hat.

Dann waren da auch die Vertreter Afrikas in ihren schillernden traditionellen Roben. Eines Nachts – ich war auf Schicht mit Leuten der Reinigung – stand zu unserem Erstaunen plötzlich ein grosser, beleibter schwarzer Mann vor uns. Mit schwerer Stimme erkundigte er sich nach dem Ausgang in den Park. Was der wohl wollte da draussen morgens um drei?

Ein paar Tage später verstand ich, was den Mann in jener Nacht beschäftigt hatte. Er war ein Funktionär der Jugendliga des Afrikanischen Nationalkongresses in Südafrika. Vor versammeltem Plenum gab er bekannt, er werde seine revolutionäre Leidenschaft neu ausrichten. Statt gegen jemanden zu kämpfen, wolle er sich von nun an einer Aktion verpflichten, die alle Menschen und verschiedenen Ethnien einigen könne.

Auch ich reiste in den Norden Frankreichs, wo ich zu einer internationalen Aktionsgruppe stiess. Wir waren unserer zehn. Kurz nach meiner Ankunft lud mich mein Freund Braquier zu einem Muschelessen ein. Ich hatte noch nie Muscheln gegessen und fand die Idee eher komisch. Aber dann kam ich auf den Geschmack, und zwar so sehr, dass ich mir beim dritten Muschelmahl einen enormen Nesselanschlag einhandelte, der mich während Wochen nicht mehr verliess. Die Freunde, bei denen ich wohnen durfte – mein Gastgeber war Personalchef in einer Müllerei – pflegten mich mit rührender Aufmerksamkeit.

Ich kam wieder zurecht, und sie sagten mir: «Wir kennen eine Familie, die Freude hätte, dich auch eine Zeitlang zu Gast zu haben.»

Der Mann war Unternehmer. Er stellte sich vor als Jean und seine Frau als Jeanne. Ich war Jacques, oder noch lieber Jacky. So einfach war das. Sie hatten drei Kinder. Jeans Firma beschäftigte 113 Mitarbeiter, davon ein Drittel Nordafrikaner. Das Unternehmen baute gleichzeitig an fünfzig Häusern, mehrheitlich subventionierten Sozialwohnungen.

Ihr Heim teilte die Familie mit drei riesigen Pyrenäen-Hunden. Wenn einer sich auf seine Hinterläufe stellte und sich mit den Vorderpfoten auf meinen Schultern gegen mich stemmte, hatte ich Mühe, nicht rücklings hinzufallen. Am Tag meiner Ankunft hatte es geregnet. Um auf dem Zim-
mertepich keine Flecken zu verursachen, hatte ich meine

nigel-nagelneuen, mit gleitsicheren Sohlen bestückten Schuhe in den Keller gestellt. Am nächsten Morgen fand ich davon nur noch die Sohlen. Den Rest hatten die Hunde verschnippelt, zweifelsohne mit grossem Vergnügen. Ich musste mir ein neues Paar Schuhe kaufen. Diese waren weit billiger, da ich wenig Geld besass, und ganz wasserdicht waren sie auch nicht. Der Zwischenfall verhinderte indessen nicht, dass die Hunde und ich sehr gute Freunde wurden. Das gleiche traf zu für meine neuen Gastgeber, wie sich zeigen sollte.

Im Norden Frankreichs war es gang und gäbe, dreijährige Kinder bei Mahlzeiten Bier kosten zu lassen. Wenig später erlaubte man ihnen schon ein Glas Wein. Dass der gute Schweizer nur Wasser trank, kam allen sehr komisch vor, und Hänseleien zu diesem Thema waren an der Tagesordnung.

Nach der zweiten Woche versuchte Jean mir beizubringen, dass in dieser Region jedermann Alkohol trank. «Mach's doch wie wir alle, das wäre viel einfacher», empfahl er mir.

«Nein», entgegnete ich, «ich habe mich entschlossen, keinen Alkohol mehr anzurühren, weil ich meinem Vater helfen will. Ich dränge meine Haltung niemandem auf, aber ich bleibe bei meinem Entschluss.»

Jean hatte in seinem Unternehmen freiwillige Betriebsversammlungen eingeführt. Sie fanden nach Arbeitsschluss statt, damit jeder Gelegenheit zur Teilnahme hatte. Gewerkschaftler kamen, Arbeiter und Kaderleute. Jedes Thema konnte offen diskutiert werden. Das Wort war für jeden frei. Mehrere Male war ich zur Teilnahme eingeladen. Einer war immer dabei, Jean-Marie, der grosse Jean-Marie. Er war weder ausgesprochen pffiffig noch besonders geschult, aber er hatte ein sehr grosses Herz. Er durchschaute die Dinge, erkannte, was richtig oder falsch war und scheute sich nicht, seine Meinung in der ihm eigenen mark-

gen Sprache darzutun. Ich traf ihn oft auf dem Bauplatz zu einem Imbiss zwischen zwölf und eins.

«Hör mal», sagte Jean eines Tages zu mir, «am nächsten Dienstag haben wir in unserem Haus ein Treffen der Verwandtschaft, zu dem ich nur Familienangehörige einladen kann. Du nimmst es mir nicht übel, aber ich muss dich bitten, es so einzurichten, dass du nicht hier sein wirst.»

«Das trifft sich gut», erwiderte ich, «am Dienstag fahren wir zu den Kohlenzechen, da werde ich ohnehin erst gegen Mitternacht zurück sein.»

Wir besuchten einen alten Bergmann in einem roten Backsteinhäuschen, vor dem eine grosse, trichterförmige Bodensenkung klaffte.

«Hier stand früher ein Haus», erklärte er uns unter raselnden, Silikose verratenden Atemzügen. «Zum Glück steht unser Haus im Moment noch.» Das drohende Verhängnis machte ihn sogar lachen.

Wenn abgebaute Galerien nicht wieder aufgeschüttet werden, stürzen sie nach und nach ein.

Wir betraten das Haus.

Mitten am Abend hörten wir unter uns das dumpfe Grollen einer Explosion. Im ganzen Haus erzitterten die Fenster.

«Ist da wieder eine Galerie eingestürzt?»

«Nein, da unten ist Schichtwechsel», erklärte der alte Kumpel. «Bevor die abzulösende Schicht in einer Tiefe von 1800 Metern das Flöz an der Abbaustelle verlässt, trifft sie die Vorbereitungen für die nächste Sprengung. Bis dann die neue Schicht vor Ort erscheint, ist der Explosionsstaub zum grössten Teil schon abgesaugt.» Nur sehr langsam brachte der Mann seine Worte hervor.

Nichts hätte meine Kameraden und mich besser in das Leben dieser Bergbauregion einführen können als diese Begegnung.

Wir machten uns per Auto auf den Rückweg. In Lille setzten mich meine Freunde ab, von wo ich mit dem

«Monji», der regionalen Strassenbahn, weiterfahren sollte. Als ich die Fahrkarte lösen wollte, bemerkte ich, dass mein Geld nicht bis zum Bestimmungsort ausreichte. Also leerte ich meinen Beutel und sagte zum Schaffner:

«Fahren Sie mich bitte, soweit das reicht!»

«Gut, mit dem kommen Sie bis nach Croisé-La-Roche.»

Von da waren es noch fünf Kilometer. Ich trug einen schönen, marineblauen Hut, den mir jemand geschenkt hatte, und einen imprägnierten Mantel. Es war ein Hundewetter: starker Wind und prasselnder Regen. Nach einer Viertelstunde war ich völlig durchnässt. Von den Schultern rieselte mir das Wasser über den Rücken, den Lenden entlang und die Beine hinunter bis in die Schuhe.

Wie ich mich dem Haus näherte, war es bereits eine halbe Stunde nach Mitternacht. Das Wohnzimmer war noch hell beleuchtet. Es galt also, unbemerkt hineinzukommen. Zuerst rief ich die Hunde, die draussen waren. Sie kannten meine Stimme, und schon waren alle drei auf mir. Glücklicherweise bellten sie nicht.

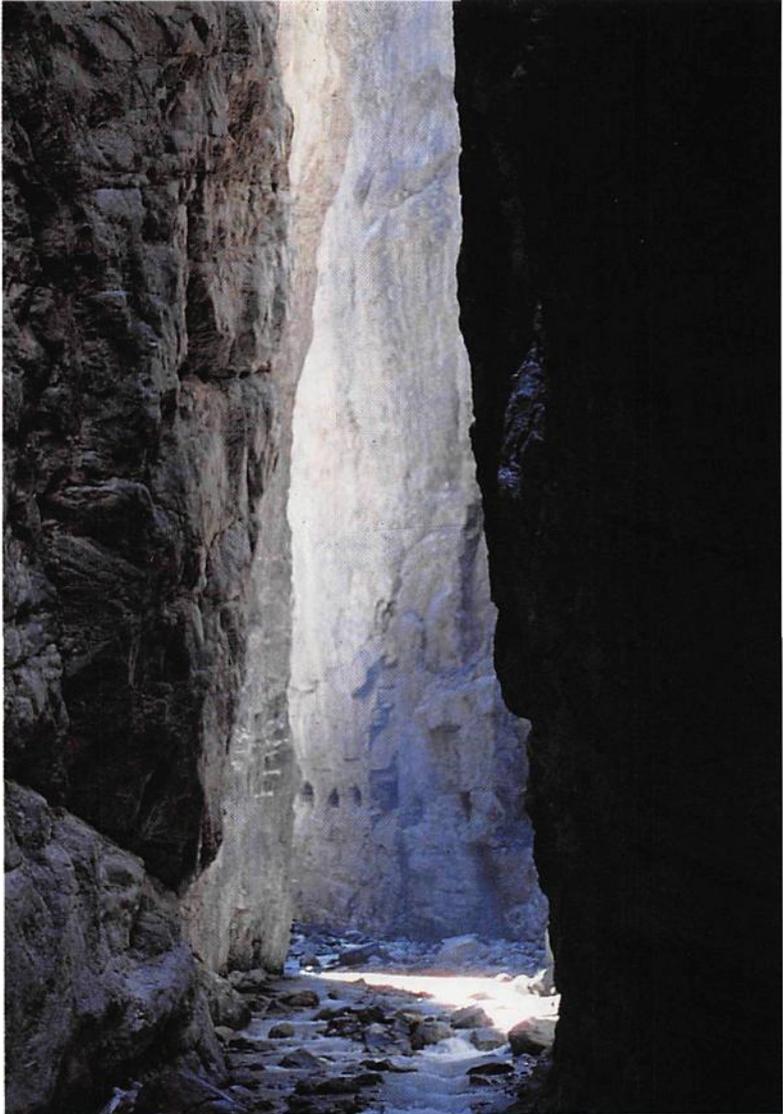
Behutsam schob ich die Haustür auf. Man hörte Gelächter, und aus dem Grammophon kam Jazzmusik. In der Eingangshalle am Fuss der Treppe gaben mir grosse Spiegel die Möglichkeit, mich vom Scheitel bis zur Sohle in Augenschein zu nehmen. Mein Hut hatte abgefärbt; über mein Gesicht schlängelten sich kleine blaue Striemen. «Ha, ein Clown!» hätte man sagen können. Beim Hochsteigen tönte es “gluntsch, gluntsch” in meinen Schuhen.

Im Moment, da ich die Tür zu meinem Zimmer aufstiess, öffnete sich jene des Wohnzimmers. Es war Jean:

«Ah, Jacky, hör mal. Wir sind nun doch so weit, dass ich dich meiner Familie vorstellen möchte.»

«Aber schau doch mal, in welchem Zustand ich bin – pudelnass von oben bis unten!» protestierte ich.

Er liess nicht locker.



Eine Entscheidung, welche die tiefsten Abgründe unseres Lebens berührt. Während ganzer sieben Minuten pro Tag dringt die Sonne im Herbst bis auf den Boden der Schlucht beim unteren Grindelwaldgletscher.

«Lass mich wenigstens einen Kamm durch die Haare ziehen!»

Im Salon waren gut dreissig Leute. Auf dem gläsernen Tisch standen reihenweise leere Flaschen. Man war beim Sekt angelangt. Wieder Jean:

«Zu Ehren unseres Freundes aus der Schweiz werden wir eine neue Flasche Champagner entkorken.»

All diese Leute waren in festlichem Staat. Die Herren trugen Frack und Fliege, die Damen Décolleté. Der Anlass hatte Glanz. Aber alle waren sie leicht beschwipst.

«Jean», flüsterte ich ihm ins Ohr, «hole keine neue Flasche herauf. Du weisst ja, dass ich nicht trinke.»

Trotzdem stieg er hinunter in den Keller, und Jeanne holte ein Glas.

Er füllte die Runde der Gläser auf dem Tisch. Ich sagte zu ihm:

«Mir giess bitte nicht ein!»

Was tat der Kerl? Er reichte das für mich gefüllte Glas seiner Frau, damit sie mir es kredenzen musste. Jetzt konnte ich es nicht mehr ablehnen. Also sagte ich: «Zum Wohl, allerseits!» Worauf männiglich das Glas zu meiner Ehre erhob und es dann an die Lippen führte. Und ich? Ich stellte das meinige auf den Tisch. Betretene Stille senkte sich auf die ganze Gesellschaft. Sogar die Musik verstummte. Jean stand da, weiss vor Wut, und fuhr mich an:

«Ihr Leute, und du im besonderen, seid nach Frankreich gekommen, um eure schönen moralischen Ideen zu verkünden, aber von Manieren habt ihr keine Ahnung! Und ihr wollt uns belehren, wessen denn? Ich schäme mich deinetwegen. Sowas tut man einfach nicht! Hätte ich das gewusst, wärdst du nie in dieses Haus gekommen.»

Ich sass ganz schön in der Tinte. Mit einem Blitzgebet in meinem Innern forschte ich, was ich antworten sollte. Dann sagte ich:

«Jean, und auch Sie, Jeanne, Ihr wisst, warum ich nicht

trinke. Das dürft ihr auch eurer Familie sagen. Aber du, Jean, wenn deine Freundschaft dazu dient, mich von einer ernsthaften Entscheidung abzubringen, dann ist es besser, dass ich darauf verzichte. Es tut mir leid, dass ich euch Ärger verursacht habe. Das beste ist, ich ziehe aus.»

Ich verliess die Gesellschaft, stieg hinauf ins Zimmer und packte meinen Koffer. Es dauerte nicht lange. Ich hatte eben das Rasierzeug eingepackt und musste nur noch den Deckel zuklappen, als an die Tür geklopft wurde.

«Verzeihung, wir haben uns ereifert! Aber du hast mich überrumpelt. Ich dachte, wenigstens einen kleinen Tropfen würdest du nehmen. Bleibe hier! Wo wolltest du übrigens hingehen zu dieser Stunde?»

«Meine Freunde hätte ich nicht behelligt. Ich wäre zur Polizei gegangen. Die haben Zellen für Landstreicher und Übeltäter. Dort wäre ich gelandet. Das ist alles.»

Am Morgen darauf entschuldigten Jean und Jeanne sich nochmals, und alle drei waren wir froh, immer noch beisammen zu sein.

Kurz nachher schlug die folgenschwere Nachricht vom Sturz der Regierung Pinay ein. Diese hatte Gelder eingesetzt, damit Leute wie Jean Häuser bauen konnten. Jetzt würden die Subventionen und damit künftige Aufträge gestrichen werden.

Jean berief eine Betriebsversammlung ein. Er erhoffte sich Vorschläge seitens der Mitarbeiter. Auf den ersten Blick schien die Entlassung eines Teils der Belegschaft unabwendbar.

Am Morgen nach dieser Zusammenkunft warf ich nach dem Aufstehen einen Blick aus dem Fenster, um nach dem Wetter zu schauen, als mir unten der sehr merkwürdig parkierte Citroën 15 des Direktors ins Auge fiel. Das Heck ragte noch in die Fahrbahn hinaus, während das Vorderteil des Wagens auf dem Gehsteig stand und gegen die Gartenmauer stiess. Das Bremsmanöver musste sehr abrupt gewesen sein.

«Na, nimmt mich schon wunder, was geschehen ist», sagte ich zu mir.

Da hörte ich unten an der Treppe etwas rauschen. Es war Jeanne in ihrem blauen Morgenrock. Die Frau sah aus, als hätte sie überhaupt nicht geschlafen, und sie war in Harnisch.

«Jacky, haben Sie es gesehen?»

«Ja, Sie meinen den Wagen.»

«Man hat sich neulich an der Party über Sie ganz schön lustig gemacht. Aber was taten diese jetzt? Statt Lösungen zu finden für unsere Firma, wussten sie nichts Besseres, als sich wie die Polacken zu besaufen. Sie waren gänzlich blau, als sie heimgingen.»

Dann fügte sie hinzu:

«Könnten Sie zum Mittagessen kommen? Ich habe meinem Mann zwei, drei Dinge zu sagen und wäre froh, wenn Sie dabei sein könnten. Er hat ein geschliffenes Mundwerk, und ich habe seine vorschnellen Antworten satt.»

Um zwölf war ich da. Die Kinder bekamen ihr Mittagessen und wurden danach ins Spielzimmer beordert. Nun konnte Jeanne herausrücken mit dem, was sie auf dem Herzen hatte:

«Feiglinge seid ihr gewesen, allesamt – und du vorab. Du hättest wenigstens ein Vorbild sein können. Ein ganzer Abend, der nichts brachte ausser zerschlagene Hoffnungen!»

Sein Mund war schon geöffnet, bereit zum Gegenschlag, aber sie fiel ihm ins Wort:

«Rede jetzt nicht. Rechtfertige dich nicht. Erst will ich sagen, was ich fühle. Wir, die wir durch deine Arbeit Geld angehäuft haben, werden diese Krise ohne allzugrosse Probleme hinter uns bringen. Aber wie steht es mit denen, die keine Reserven haben? Was sollen sie tun ohne Arbeit? Bei eurem Gelage hast du an das alles nicht gedacht, du, der du immer vorgabst, für das Wohl der andern zu leben! Was mich betrifft, kann ich eine solche Haltung nicht einnehmen. Das

stünde im Widerspruch zu meinem Glauben. Ich werde immer deine Frau bleiben, werde die Mahlzeiten auf den Tisch bringen, die Wäsche besorgen und unsere drei Kinder betreuen. Aber jetzt will ich mich einer Art Armutsgelübde unterziehen. Ich verkaufe den Deux-Chevaux und die drei Hunde. Eine Haushalthilfe werde ich mir nicht mehr leisten. Vorläufig kaufe ich keine neuen Kleider mehr. Meine ganze Freizeit werde ich den Frauen unserer Arbeiter widmen. Ich mache mich wieder ans Stricken von Wollzeug für ihre Babies oder schaue zu ihren Kindern, wenn eine von ihnen Arbeit gefunden hat. Dir, Jean, schlage ich vor, in die Kirche unseres Quartiers zu gehen, wo wir getraut worden sind, dort vor dem Kreuz niederzuknien und zu verharren, bis Gott dich erleuchtet. Nachher kannst du reden, wenn du willst.»

Jean erhob sich, ohne ein Wort zu sagen.

Gegen fünf Uhr kam er zurück. Jetzt sah er anders aus. Innerlich ganz aufgewühlt sagte er zu seiner Frau:

«Ich glaube, jetzt sehe ich klar. Du hast recht. Ich werde jetzt Offerten eingeben für Häuser und Villen, ohne den mir zustehenden Gewinn einzukalkulieren. So bleiben unsere Preise günstig. Was zählt, ist, dass unsere Leute zu essen haben. Ich berufe auf heute abend eine Betriebsversammlung ein, und Alkohol wird es keinen geben.»

Jeanne begnügte sich damit, ihm zu sagen, sie sei von seiner Antwort tief berührt.

Am Abend gab Jean den Leuten bekannt, dass sie alle ihre Arbeitsplätze behalten könnten. Es folgten einige Vorschläge aus den Rängen. Eine Gruppe war bereit, von Montag bis Freitag 50 Kilometer entfernt zu arbeiten, wenn die Firma ihren Transport sicherstellte. Jemand wies darauf hin, dass die Landwirtschaft für die Ernte der Runkelrüben Leute suche. Sogar Lohneinbussen wurden in Kauf genommen. Die Hauptsache war, es kam Brot auf den Tisch.

In den nun folgenden Tagen nahm Jean Kontakt mit Agrozentren und Kooperativen auf, um Ersatzbeschäftigung

in die Wege zu leiten. Dann bekam er unerwartet einen Anruf vom Pfarrer eines benachbarten Dorfes.

«Hören Sie zu, Monsieur Jean, seit Jahren liegen die Pläne für unsere neue Kirche in den Schubladen. Endlich sind auch die Mittel beisammen, um mit dem Bau beginnen zu können. Wir möchten Sie mit diesem Projekt beauftragen. Wann können Sie anfangen?»

«Heute nachmittag», war die spontane Antwort. Als Jean den Hörer auflegte, hätte man sagen können, er wäre um fünfzehn Jahre jünger geworden.

Schon seit langem hatte er von einem neuen Kran geträumt, mit dem er höher als drei Stockwerke bauen könnte. Das war die Lösung. Der Kran würde angeschafft für den Bau der Kirche und bliebe danach in der Firma.

Der zum Teil besser ausgerüsteten Konkurrenz war der Aufschwung in Jeans Unternehmen ein Dorn im Auge. Sie versuchten, ihn mit noch billigeren Offerten auszustechen oder ihn in Versuchung zu bringen, über seine Mittel hinaus zu investieren. Es kam dann aber alles anders heraus, als sie erwartet hatten.

Jean wurde unheilbar krank. Ohne Zweifel: es war Krebs. Gegen das Ende hin war es ihm ein Anliegen, seine Freunde, seine Nachbarn und seine Konkurrenten um sich zu versammeln. Es war ein schöner Sonntagnachmittag.

Zu den Eingeladenen sagte er:

«Ich möchte mich von euch verabschieden. Es scheint, mir bleibt nicht mehr viel Zeit. Ich trage niemandem etwas nach und gehe im Frieden. Zum Zeichen der Einigkeit unter uns und mit Gott schlage ich vor, dass wir gemeinsam ein uns allen bekanntes Lied singen.»

Während er sang, verschied er.

Jeanne entschloss sich, seine Arbeit weiterzuführen, und übernahm die Leitung des Unternehmens. Sie soll zeitweise bis zu 500 Leute beschäftigt haben.

Indien und zurück

1954 wurde ich mit einer fünfzigköpfigen Gruppe nach Indien und Sri Lanka eingeladen. Als moderne Ausdrucksmittel einer Botschaft führten wir drei Theaterstücke mit. Ich betätigte mich als Bühnentechniker.

Mein Freund Jules Rochat und seine Frau Marguerite, beide früher in der Indien-Mission tätig, wollten mich vor meiner Abreise sehen. Sie sprachen von der Lebensweise des indischen Volkes, von seinen Religionen und seiner Schicksalsgläubigkeit. Das half mir in der Folge, mich im Rhythmus und den Gepflogenheiten dieser Menschen zurechtzufinden. Beim Abschied meinte Jules mit schalkhafter Miene:

«Hier noch ein kleines Geschenk von mir. Diese Sandalen und den Tropenhelm habe ich in Indien getragen. Nimm beides mit. Es wird mich freuen zu wissen, dass einer sie trägt, der das, was wir unternommen haben, fortsetzt, wenn auch auf seine eigene Weise. Du wirst auch sehen, dass dir das Englisch, das du gelernt hast, zustatten kommen wird.»

Als ich zwanzig war, hatte mich Jules Rochat einer psychotechnischen Prüfung unterzogen, um meine Talente zu orten.

«Deine Muskeln sind gut entwickelt», hatte er damals festgestellt und, mit dem Finger auf die Stirn tippend, ergänzt: «Es gilt aber auch, dieses zu fördern! Ich unterrichte Englisch. Nächsten Dienstag beginnt ein neuer Kurs.»

Ich war damals in Gelächter ausgebrochen und hatte gescherzt:

«Das wird mir beim Mistausführen auf Paul Porchets Feldern eine grosse Hilfe sein!»

Den Kurs hatte ich trotzdem besucht und zu meinem Erstaunen sogar geschafft. Doch erst jetzt sollte sich der eigentliche Zweck der Übung entpuppen.

In Indien führten wir eines unserer Stücke in den Teeplantagen von Nilgereese auf. Der Maharadscha von Mysore und seine Gemahlin, die Maharani, waren unter den Zuschauern. Nach der Vorstellung begrüsst sie die Darsteller und kamen auf die Bühne, um denen zu danken, die hinter den Kulissen gearbeitet und die Szenenbilder aufgezogen hatten.

Freilich fühlte ich mich eher zu den einfachen und armen Leuten hingezogen. Zeitweilig bewohnten wir ein Haus, das man uns samt den Bediensteten zur Verfügung gestellt hatte. Jeden Tag kam eine Frau von der Kaste der Unberührbaren und reinigte die Badezimmer und Toiletten. Solche Arbeiten wurden in Indien ausschliesslich von Angehörigen dieser niedrigsten Kaste verrichtet. Mit der Hilfe von Tom, dem Chef der Dienerschaft, als Dolmetscher fragte ich diese Frau, ob sie Freude hätte, ihr Foto zu erhalten. Bei den häuslichen Verrichtungen hielt sie ihren Blick stets zu Boden gesenkt. Als ich aber mit der Kamera erschien, richtete sie sich auf, stolz wie eine Prinzessin. Beim Überreichen ihres Fotos konnte ich sie nur mit grösster Mühe davon abhalten, mir die Füsse zu küssen. Immerhin getraute sie sich von da weg, aufzuschauen, wenn ich sie begrüsst.

Zu meinem Leidwesen wurde ich nach wenigen Monaten krank. Nebst Amöben hatte ich den Trichocephalus, einen Darmparasiten, erwischt. Hinzu kam ein Schub Malaria und eine Art Schlafkrankheit. Das Verdikt lautete: zurück nach Europa, um meine Gesundheit wieder herzustellen.

Während meiner ganzen Zeit in Indien hatte ich Jules Rochats Tropenhelm getragen. Er hatte mich nicht nur vor der Sonne geschützt, sondern auch vor den Schlangen, die im Geäst der Bäume lauerten. Dieser Hut der Kolonisatoren war zwar das Symbol einer überwundenen Zeit, wurde aber doch noch von den meisten Weissen getragen. Er war aber auch unter den Eingeborenen ein höchst begehrter Gegenstand. Bei der Abreise übergab ich ihn einem der Hausdiener. Es war, als hätte ich ihm den Mond geschenkt.

Nur mit grossem Bedauern verliess ich dieses unermessliche Land mit seinen so faszinierenden Menschen. Ihre wehmütigen Melodien, die mir nach und nach ans Herz gewachsen waren, klangen noch in meinem Ohr, als der Dampf schon weit von der Küste entfernt war.

Im Rahmen einer ganzen Serie medizinischer Abklärungen nach meiner Heimkehr wurde ich auch einer Enzephalographie unterzogen. Nach der Auswertung fragte mich der Arzt, ob ich nie einen epileptischen Anfall gehabt hätte. Ich verneinte. Er schloss daraus, dass ich nicht trank. Denn er hatte in mir eine eindeutige Tendenz zu dieser durch Alkohol stimulierten Krankheit festgestellt. Er riet mir eindringlich auch inskünftig vom Alkoholgenuss ab. Welch verblüffende Entdeckung! Ich, der ich zu trinken aufhörte, um meinem Vater zu helfen, hatte mir selbst geholfen.

Zu Zeiten der Krisen konnte ich ununterbrochen vierunddreissig Stunden lang schlafen. Einmal waren es vierundfünfzig. Ich schwitzte unheimlich, hatte aber kein Fieber. Beim Erwachen fühlte ich mich dann total erschöpft. Mein ganzes Stoffwechselsystem musste neu in Gang gebracht werden, und der Arzt schlug mir vor, aufs Land zurückzukehren.

Ich suchte meinen ehemaligen Meister Paul Porchet auf und sagte ihm:

«Ich bin so schwach, dass ich nicht weiss, ob meine Leistung für Kost und Unterkunft ausreicht.»

Er blickte mich an und erwiderte:

«Ich kenne dich ja. Du bist kein Drückeberger. Du kannst kommen.»

Nach und nach stellten sich meine Kräfte und meine Ausdauer wieder ein, doch hatte ich Mühe mit der Konzentration. Meine Botengänge in die Stadt musste ich oft vorzeitig abbrechen, weil sich alles in meinem Kopf dermassen drehte. Ich taumelte nur so durch den Verkehr. Einmal zurück auf dem Land fand ich meine Ruhe und mein Gleichgewicht wieder.

Allmählich wurde mir klar, dass ich nicht länger im internationalen Zentrum von Caux leben konnte. Mit einer Gesundheit, die nur zeitweise funktionierte, und mit meinen oft länger dauernden Schlafanfällen kam auch die Anstellung in einem Betrieb nicht in Frage. So beschloss ich, als selbständig erwerbender Gärtner anzufangen. Ich lernte dieses Gewerbe im Selbstunterricht, büffelte Bücher durch, holte Rat bei Berufsleuten, aber vor allem beobachtete ich die Gesetze der Natur.

Eine Menge hatte ich bei Paul Porchet gelernt. Er hatte mich an Kurse für Baumbeschnitt geschickt, und während Jahren danach hatte ich den bäuerlichen Baumgarten gepflegt.

Ich konnte einen guten, fruchtbaren Boden erkennen und wusste, was vorzukehren war, um dürrtiges Erdreich zu verbessern. In der Aussaat, sowohl von Petersilie als auch von Weizen, kannte ich mich aus.

Nach kurzer Zeit besorgte ich den Unterhalt von fünfzehn Anlagen. Eine wies einen Bestand von fünfzig Obstbäumen auf, ohne dass man die Beerensträucher zählte. In einer andern blühten hundert verschiedene Blumenarten. Unten am See pflanzte ich Kiwibäume, die schon nach vier Jahren achthundert saftige Früchte hervorbrachten. Es gab an die sechshundert Meter Hecken zu schneiden, und im

Winter fand ich mich in meinem alten Beruf als Holzfäller wieder, wenn es galt, alte und kranke Bäume auszumerzen.

Eine meiner Kundinnen besass zweihundert Rosenstöcke, aber die Blüten verkümmerten zusehends. Ich stutzte die Pflanzen bodeneben zurück. Die Besitzerin war ausser sich und meinte:

«Die werden nie wieder spriessen.»

«Seien Sie unbesorgt, Madame», beschwichtigte ich sie. Und in der Tat, acht Wochen später teilte sie mir mit: «Ich habe mich getäuscht, meine Rosen sind wieder so schön wie im Jahr der Anpflanzung.»

Einmal arbeitete ich in einem kleinen Anwesen. Der Nachbar, ein Zahnarzt, bräunte sich wie üblich am Rande seines Schwimmbekens. Wir kannten uns und grüssten uns jeweils von weitem. Aber an jenem Tag schlug er die junge Thujahecke auseinander und erklärte:

«Ich suche einen Gärtner. Können Sie für mich arbeiten?»

«Leider nicht, ich habe schon jetzt mehr Aufträge, als ich bewältigen kann.»

«Und welchen Stundenlohn erhalten Sie?»

Auf meine Antwort meinte er:

«Höchst einfach, hängen Sie die andern ab, und ich gebe Ihnen zwanzig Prozent mehr.»

Ich hätte es fies gefunden, meine Kunden einfach so fallen zu lassen, und ich überlegte mir, wie ich es ihm beibringen sollte. Aber er kam mir zuvor:

«Ich könnte sogar auf fünfundzwanzig Prozent erhöhen.»

«Nein, um das geht es nicht. Würde ich Ihren Vorschlag annehmen, könnte ich den Nachbarn nicht mehr gerade in die Augen schauen, wenn ich ihnen auf der Strasse begegne. Ich bin nicht ein Kaufobjekt wie eine Birne auf dem Markt.»

«Geld interessiert Sie also nicht?»

«Oh doch, aber es muss sauber sein.»

«Wie Sie meinen.»

Die Thujas fielen wieder an ihren Platz, wie ein Vorhang, der sich schloss.

Ein direktes, offenes Wort kann manchmal schockieren. Aber im allgemeinen habe ich festgestellt, dass schlichte Ehrlichkeit im Alltag Vertrauen schafft und zudem das Leben vereinfacht.

Eine meiner Kundinnen lebte in einer Villa, die mit Kunstgegenständen und Silbergeschirr angefüllt war. Eines Nachts, während sie in den Ferien weilte, brachen Diebe ins Haus ein und machten sich mit einer hübschen Beute davon. Seit sechszwanzig Jahren hatte ich dort gearbeitet, und man hatte mir die Schlüssel zur Liegenschaft anvertraut. Nun, weder die Untersuchungsbeamten noch die Polizei verhörten mich. Offensichtlich war der Gärtner über jeden Verdacht erhaben.

Abschied von Mama

Als mein Vater ins Spital gebracht wurde und anschliessend acht Monate in einer geschlossenen Entzugsanstalt verbringen musste, war Mama wieder allein. Das war ein schwerer Schlag für sie, denn sie liebte ihren Ernest. Ihre Kräfte nahmen ab, und sie ernährte sich nur dürftig. So schlug ich ihr vor, ich könnte bei ihr wohnen kommen. Sie würde für mich kochen und hätte meine Gesellschaft. Das war im Moment, als ich Frau Favrat und ihren Schwiegersohn Paul Porchet verliess und meine Arbeit als Gärtner aufnahm.

Mama sah Vaters Heimkehr mit Furcht entgegen. Bei unseren Besuchen war er immer voller Verbitterung. Er war überzeugt, seine Frau und sein Sohn wären schuld, dass er eingeschlossen war. Er kam nach Hause und war beschwipst, redete lautstark und traktierte Tisch und Wände mit den Fäusten. Er stellte sich vor mir auf und schrie:

«Dies ist mein Zuhause. Der Mietvertrag lautet auf meinen Namen. Ich habe dich nicht eingeladen. Morgen ziehst du aus!»

Mit sanfter, aber entschlossener Stimme fiel jetzt die Mutter ein:

«Wenn Jacky geht, gehe ich mit. Entscheide dich!»

Verdutzt stand er da, ging dann aber schlafen. Ich blieb. Einige Zeit nach Vaters Tod sagte Mama zu mir: «Ich weiss

nicht, wie viele Jahre mir noch gegeben sind. Eines steht fest: Für mich beginnen jetzt die grossen Ferien. Es ist eine solche Wohltat, nicht ständig von Sorgen geplagt zu sein, mich in Sicherheit zu fühlen, alles sagen zu können, was mich beschäftigt und das Glück erhaschen zu dürfen, wenn es auftaucht.»

Wir konnten Gäste empfangen, was bisher nie möglich gewesen war.

Im Oktober, wenn die Hauptarbeit in den Gärten erledigt war, nahm ich meine Ferien. Gemeinsam reisten wir in die Berge. Wir entdeckten das Engadin, dieses ausgedehnte Graubündner Hochtal mit seinen schmucken Dörfern, deren Häuser sich eng aneinanderschmiegen, um der Rauheit des Klimas zu trotzen. Das Bergvolk, das da haust, hat es verstanden, die langen Wintermonate für Chorgesang, Theater oder Holzschnitzerei zu nutzen.

Wir besuchten auch das Wallis, die Urschweiz und das Berner Oberland. Während solcher Ferientage verbot ich der Mutter, auch nur eine Kartoffel zu schälen oder Geschirr abzutrocknen.

«Du tust das für mich das ganze Jahr; jetzt hast du Ferien.»

Sie liess alle wissen:

«Der Schlingel lässt mich nicht mal kochen. Ich hab' überhaupt nichts zu tun.»

Sie war unermüdlich. Mit 75 konnte sie einen Acht-Stunden-Marsch hinter sich bringen und am kommenden Morgen um halb sieben in der Küche erscheinen, wenn ich dran war, den Holzherd in Betrieb zu setzen:

«Hast du den strahlenden Himmel gesehen? Wo geht's heute hin?»

«Wie wär's mit einem Abstecher zu den Eierschwämmen? Das sind nur knappe vier Stunden.»

Zurück in Lausanne, projizierten wir unsere Dias, und sie kommentierte ununterbrochen. Wir machten alle unsere Touren nochmals, nur ohne Schweiss.

1978 begannen ihre Kräfte nachzulassen. Nach unserem gewohnten Urlaub gab sie mir zu verstehen, dass sie vor der Hinreise in der Leiste einen kleinen haselnussgrossen Knoten entdeckt habe. Seit Ende September sei er schon nussgross.

«Ich wollte nicht früher darüber reden. Du hättest mich sicher gleich zum Arzt geschickt, und das hätte unsere Ferien in Frage gestellt.»

Der Doktor war gar nicht zufrieden. Drei Tage später lag sie auf dem Operationstisch. Es war Krebs. Die Gebärmutter war befallen, und eine Niere funktionierte nicht mehr. Diese Organe mussten entfernt werden.

Mama war vorher nie krank gewesen, und die Ärzte waren erstaunt, dass sie bis zu diesem Alter nie in einem Spital gewesen war.

«Ausgenommen im Jahre 1925», wie sie selbst ergänzte, «in der Geburtsklinik für die Ankunft meines Sohnes. Aber das war ja keine Krankheit.»

Sie kam wieder zu Kräften, und erneut unternahmen wir schöne, nicht allzu anstrengende Spaziergänge, bei denen wir immer wieder innehielten, um die Landschaft zu bewundern.

Damals besass ich einen kleinen Lieferwagen. Damit machten wir unsere Ausflüge. Es gefiel ihr draussen bei frisch gefallenem Schnee, weil sie das an die Winterzeiten ihrer Jugend erinnerte. Doch war sie gleichzeitig besorgt, wir könnten in einer Schneewehe steckenbleiben.

Mama musste regelmässig zu Kontrollen erscheinen. 1981 folgte eine Reihe von Bestrahlungen. Zuletzt musste sie beidseitig gestützt werden, um nur ein paar Schritte zurückzulegen, wenn ich sie zur Sprechstunde begleitete.

Doch diese Strahlentherapie hat ihr Leben um drei Jahre verlängert.

Einmal fragte sie mich:

«Könntest du hier zu Hause zu mir schauen? Mit mir ist es bald vorbei. Ich sehe das natürliche Ende meines Lebens kommen, aber ich möchte nicht mehr ins Krankenhaus gehen. Wozu wäre das gut, mir überall Schläuche ansetzen zu lassen, nur um das Leben für ein paar weitere Tage zu erhalten?»

«Ja, Mama, sehr gerne werde ich dich pflegen.»

Oft fragte ich sie nach ihren Wünschen fürs Essen.

«Apfelkuchen.»

Wenn das Gebäck dann knusprig und abgekühlt war, rief ich sie, und ihre Antwort konnte zurückkommen:

«Verzeih, ich habe keine Lust mehr.»

Auch eine feine Suppe mit vielen verschiedenen Gemüsen konnte dieselbe Reaktion auslösen.

Mama wurde zusehends schwächer. Der Tag kam, wo sie nicht mehr schlucken konnte, nicht einmal mehr Flüssigkeit. Auf den Rat der Krankenschwester liess ich ihr eine Infusion ansetzen, damit sie nicht dürsten musste. Drei Tage später war sie gestorben.



Oft erscheint uns der Tod wie eine undurchdringliche schwarze Wand. Doch dahinter strahlt ein Licht auf, das jeden Schatten verschlingt, und das nie erlischt.

Diese Worte sandte ich an all jene, die mir ihre Anteilnahme bezeugt hatten.

Gewiss, es wäre einfacher und nicht unhöflich gewesen, hätte ich Euch meine Dankbarkeit mit einem gedruckten Schreiben auf übliche Weise zum Ausdruck gebracht. Ich wollte Euch aber lieber an einigen Eindrücken und Gefühlen teilhaben lassen, die mich in diesen letzten Tagen mit meiner Mama bewegt haben.

Nach einem leichten Schlaganfall vor einem Jahr, gefolgt von einem gelegentlichen Kollaps, schien mir, der Faden, der Mama ans Leben band, würde jeden Augenblick reissen, vor allem wegen ihrer grossen Schwäche. Fünfunddreissig Kilo wog sie noch, und sie schlief zwanzig Stunden im Tag. Ich hatte mich aber getäuscht. Himmel nochmal! Das Leben ist höllisch zäh.

Als ich während einiger Jahre einen Skilift bediente, lernte ich die Flechtweise eines Drahtseils kennen. Den zentralen Kern nennt man die Kabelseele. Stahldrähte werden zu Litzen verflochten, und diese wiederum werden um den Kern, die Seele herum, verdrillt. Ohne diese innere Seele würde das Seil durch den Druck der Rollen flachgepresst und damit unbrauchbar. Und ohne die Litzen würde die Seele die Tonnen des Zuggewichtes nicht aushalten. Nur im Zusammenwirken sind sie stark. Wenn die Litzen sich beschädigen, zerreisst der Kern.

Bei Mama war es die äussere Umhüllung, die versagte. Ihre Seele hat Gott in allem Frieden wieder zu sich genommen.

Ich wusch ihr das Gesicht. Es war eine Woche vor ihrem Tod.

«Diesmal hältst du die Augen geschlossen, bis ich fertig bin. Nicht dass du mir nachher sagst, ich hätte dir Seife hingeingetan. Und weisst du, so siehst du sehr abgeklärt aus.»

Sie öffnete die Augen, schaute mich direkt an und fragte in aller Ruhe:

«Möchtest du, dass ich sie für immer schliesse?»

«Deine unverblümete Frage gefällt mir, Mama. Für mich: nein, weil ich dich lieb habe. Für dich: ja. Ich hoffe, dass Gott dir sie bald schliessen wird, damit du nicht zuviel leiden musst.»

Mit ihrer schon abbröckelnden, aber überzeugten Stimme flüsterte sie:

«Mach dir keine Sorgen, ich glaube, das hat Er im Sinn.»

Am Samstag darauf war sie nicht mehr in der Lage, Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Um sie aufzumuntern, sagte ich:

«Es ist, als ob ich versuchte, einem Zaunkönig zu trinken zu geben.»

^ Sie hob den Finger und hauchte:

«Zaunkönigin.»

Auf dem ganzen Weg zu dieser Schwelle, die man den Tod nennt, hatte ich die Gewissheit eines unvergesslichen, unsterblichen Einvernehmens zwischen ihr und ihrem himmlischen Vater. Ich spürte die Kraft der Liebe, die Gott für jedes von uns hat. Diese Gewissheit war es, die mir über den Schmerz der Trennung hinweghalf. Jene Tage und Nächte, in denen ich über sie wachte und sie umsorgte, empfand ich als unbezahlbares Vorrecht.

Am Mittwoch nachmittag erlebte sie einige Stunden bei voller geistiger Gegenwart, mit weit offenen Augen.

«Mama, mir ist, als sähe ich Gott auf einer Bank vor seinem Hause sitzen, die Arme ausgebreitet, um dich zu empfangen.»

Sprechen konnte sie nicht mehr. Doch senkte sie dreimal die Augenlider, um ja zu sagen. Das war unser Verständigungsmittel. Über ihr schon langsam erstarrendes Gesicht huschte ein Leuchten.

Ihr Atmen wurde stiller und verlangsamte sich, zehnmal pro Minute, achtmal, siebenmal, dann war's der letzte Zug. Also vorbei, zu Ende. So einfach war das, wie das Sinken in den Schlaf – wie eine Kerze, der das Wachs ausgeht.

Zum Geborenwerden musste sie das Gesicht verzerren und schreien. Zum Sterben war das nicht einmal nötig. Es war, als hätte sich ihr Seelenfrieden erst durch den Tod recht herauskristallisiert.

Zwei jugoslawische Arbeiter, meine Helfer am Samstag, kamen in die Aufbahrungshalle. «Sie sieht so friedlich aus, man könnte sagen, sie schläft nur», bemerkte der eine.

Ich war Augenzeuge dieses Geheimnisses. Es ist Teil von Gottes Absicht für den Menschen. Es ist sein Sieg. Ich durfte es miterleben, nur einen gemächlichen Schritt nach dem andern, wohl um es besser verstehen zu können.

Leute sagen mir: «Wie traurig!»

Traurig wäre es, wenn sie ohne Glauben gestorben wäre. «Jetzt sind Sie ganz allein.»

Das entdeckte ich nicht erst jetzt. Mama hatte mir gesagt: «Du hast den Vorzug, dass du an andere denkst. Du wirst nie einsam sein.»

Vor ein paar Tagen versuchte ich, die zahlreichen Fragen eines kleinen siebenjährigen Mädchens zu beantworten:

«Warum hast du Kummer, wenn doch deine Mutter im Himmel ist? Betest du? Deine Augen sehen aus, als ob du geweint hättest. Ich hatte geglaubt, nur Kinder weinen.»

Ich antwortete der Kleinen: «Leider verstecken sich die Erwachsenen meistens, wenn sie weinen.»

Bevor sie mit ein paar Hopsern wieder verschwand, verriet sie mir ihre Schlussfolgerung: «Dann bist du eben ein alter Mann mit einem Kinderherz. Leb wohl!»

Wenn ich die Tragweite dieses Ausspruchs, jetzt im Herbst meines Lebens, richtig erfasse, heisst das: mit der Feinfühligkeit eines Kinderherzens an andere denken. Eine

Lebenshaltung und eine Herausforderung – beiden will ich mich stellen.

Es war der Herbst ihres Seins,
Es war Frühling, als sie ging.
Das Leben erwacht von neuem
Für die Ewigkeit.

Eine Menge feiner Leute

Der Mensch hat im Laufe der Jahrhunderte dank der Existenz von Sümpfen, Mooren und Teichen viel Wissen gesammelt. Im Norden Europas wurden riesige Wälder von einem essbaren Pilz total vernichtet, dem Hallimasch. Bis jetzt sind alle Anstrengungen der Fachwelt gescheitert, dieser das Holz infiltrierenden Pilzfäden Herr zu werden. Sie befallen die Wurzeln und breiten sich aus, bis hinauf ins Geäst. Der Baum verfault, fällt und wird zu Torf. Jahrzehnte später wächst aus frischen Samen ein neuer Wald. Und der Hallimasch wird wiederkommen. Das ist der Zyklus.

Kürzlich mussten wir im Garten einer meiner Kundinnen eine grosse Birke fällen, die von ebendiesem Parasiten heimgesucht worden war.

Mir scheint, mit dem Krebs ist es ähnlich. Die heutigen Methoden können das Übel zurückdämmen, vielleicht sogar für eine gewisse Zeit heilen, aber es ist im allgemeinen nur ein Aufschub, und es gilt, auf der Hut zu bleiben.

Mir hat die Nachricht einen tiefen Schock versetzt. Als ich vernahm, dass ich Prostata-Krebs hatte, fühlte ich mich zu schwerem Leiden verurteilt, vielleicht zu einem frühen Tod, auf jeden Fall dazu verdammt, damit zu leben.

Ich sah mich in einem Gefängnis, Mauern ringsum, eine schwere Stille, diffuses Licht. Eine Tür ging vom Flur nach

draussen. Am Ende eines düsteren, engen Korridors war eine zweite Tür mit nur einer Klinke: auf der Innenseite. Wer hier durchging, kannte kein Zurück mehr. Welche der beiden war es für mich? Schon der Anblick blauen Himmels schmerzte mich, wie auch das Umherhüpfen eines Kindes oder das unbeschwerte Lächeln einer jungen Frau.

Ich konnte nachfühlen, was zum Tode Verurteilte durchmachten. Ich konnte jene verstehen, die zur Pistole oder zu einem andern schnellen Mittel griffen, um mit einem Schlag all ihre Probleme aus der Welt zu schaffen. Ich hatte Verständnis für jene, die wahllos herumtelefonierten, um sich über ihr Ungemach auszuweinen, aber auch für solche, die ihre Gedanken in ohrenbetäubender Musik zu ersticken versuchten.

Andere lassen sich treiben oder flüchten in Exzesse, ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit. Da ist der Feind nur zu froh, das Terrain zu besetzen.

Für Dritte ist man an Krebs gestorben. Das ist tragisch, aber nicht unehrenhaft. Doch den Todesstoss hat eigentlich die Selbstaufgabe gegeben.

Ich habe einen dritten Weg eingeschlagen, indem ich diesen unberechenbaren, heimtückischen Gefährten in meinem Fleisch akzeptierte. Ich wollte lernen, mit ihm zu leben, um sein Vordringen zurückzubinden, vielleicht sogar mich von ihm zu heilen.

Erst mal habe ich über mein miserables Schicksal geheult. Mir war, als ob ich auf bleiernen Sohlen marschierte, mit einem Korb voll nasser Erde auf dem Buckel. Aber wovor hatte ich wirklich Angst? Angst zu sterben, zu leiden oder Tag für Tag mit dieser Krankheit zu leben? Schlussendlich stellte ich die Last ab. Ich nahm es an, möglicherweise früher sterben zu müssen als vorgesehen, und mittlerweile nicht einfach in passivem Hinnehmen mein restliches Dasein zu fristen, sondern stets für andere Menschen offen zu bleiben.

Durch die Konfrontation mit dem Tod wächst der Wunsch zu leben, intensiver zu leben. Ich habe mich Gott genähert.

Wenn ich mein Leben mit einer Kletterpartie vergleiche, hatte ich eben für einen Augenblick den Griff verloren, aber der Mauerhaken in der Wand hat den Sturz aufgehalten. Glaube ist nicht dasselbe wie Utopie. Er hat mir erlaubt, mich wieder aufzufangen.

Jetzt kam die Strahlentherapie. Nach jeder Woche fühlte ich mich schwächer und verstand, was Mama durchgemacht hatte. Nach der Kur kam ich in kleinen Schritten wieder zu Kräften. Bei einer ersten Operation konnte ich dank der Teilnarkose den ganzen Vorgang mitverfolgen. Es war spannend. Ich betete für den Chirurgen, denn es wäre ungeschickt gewesen, wenn er etwa im falschen Moment hätte niesen müssen. Dann stoppte ich kurzum mein Gebet. Gott war da, drinnen und draussen, wie jemand, den ich liebte und der an meiner Seite stand. Es genügte, nur noch «danke» zu sagen. Ich spürte auch, dass jetzt viele Freunde für mich beteten und in Gedanken bei mir waren. Das war eine Menge feiner Leute für diesen kleinen Operationssaal!

1991 musste ich mich erneut einem Eingriff unterziehen. Es war in der Osterwoche. Ein Gottesdienst mit Abendmahl wurde gefeiert. Von einem andern Patienten gestützt, schleppte ich mich hin. Ich hatte grosse Erwartungen, aber der Anlass liess mich unberührt. Ich kehrte in mein Bett zurück, und was jetzt geschah, hat mich geprägt. Ich spürte einen tiefen inneren Frieden und hörte gleichsam in meinem Ohr:

«Du lebst immer noch. Ich bin hier trotz deiner Schwäche. Der Sinn deines Lebens besteht darin, deine Abhängigkeit von mir offenzulegen.»

Eben war ich noch versucht, mich treiben zu lassen. Jetzt wirkten diese Worte, so voller Kraft und Herzlichkeit, wie eine Vitaminspritze. Die Hoffnung war wieder da. Vorher

hatte ich gerne von Gottes Macht und seiner Liebe gesprochen. Seit diesem unvergesslichen Moment rede ich auch von der Zärtlichkeit des Vaters.

Diesen Frühling machte sich in einem Bein ein empfindlicher Schmerz bemerkbar. Weder der Arzt noch der Chiropraktiker kamen der Ursache auf die Spur. Der Tomograph – Welch wundervolle Apparatur – brachte es an den Tag: Knochenkrebs. Sofortige Arbeitseinstellung und ein Verbot, mehr als maximal fünf Kilogramm Gewicht aufzuheben, waren die unmittelbare Konsequenz.

Betend sagte ich: «Ich bin reifer geworden. Ich will mich nicht auflehnen. Erfreulich ist das gar nicht. Aber wenn das dein Wille ist, nehme ich ihn an, weil ich weiss, dass du mich liebst.»

Dann ist da noch diese gute Camélia von unten im Haus, eine Französin von gemischtem Geblüt. Sie hat einen feinen, gebräunten Teint, herrlich schwarzes Haar, dunkle Augen und einen Körper zum Bewundern. Sie kleidet sich mit tiefem Décolleté und fühlt sich total befreit.

Eines Tages taucht sie vor den Briefkästen auf, im Moment, wo noch drei oder vier andere Hausbewohner ihre Post abholen. Mit einer Hand hält sie den oberen Teil ihres Morgenrocks zusammen, während der untere frei flattert.

«Oh, Verzeihung, ich weiss nicht, wo ich den Gürtel verlegt habe, aber Sie brauchen ja nicht hinzuschauen.»

Sie öffnet ihren Briefkasten mit beiden Händen und entfernt sich ohne Bedenken.

Verschiedentlich hat sie mich auf eine Tasse Kaffee zu sich eingeladen. Sie finde mich sympathisch, hat sie bemerkt. Da sie oft ihre Begleiter wechselt und der Kaffee zweifelsohne darauf angelegt war, zur Sache zu kommen, bin ich nie hingegangen.

Kürzlich sah man sie zwei oder drei Monate lang nicht mehr, und ich fragte mich, ob sie wohl weggezogen sei.

«Nun, das wäre eine weniger.» Es leben zwei solche Damen in unserem Haus.

Plötzlich ist sie wieder da. Sie hält einen dürrtigen Schraubenzieher in der Hand und eine winzige Zange.

«Oh, Monsieur Henry,» sagt sie, «ich ziehe in eine andere Wohnung um. Könnten Sie mir helfen? Ich habe den Kellerschlüssel verloren und muss das Schloss aufbrechen.»

«Wissen Sie, Madame, es ist lästig. Seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, darf ich nicht mehr arbeiten.»

«Oh, was haben Sie denn?»

«Ich habe Knochenkrebs und kann mit dieser Hand praktisch nichts mehr tun.»

«Das tut mir aber leid!»

«Danke.»

«Aber wie kommt das? Sie sind ja gar nicht traurig. Bedrückt Sie diese Sache denn nicht?»

Ohne viel zu überlegen, gebe ich zurück:

«Sehen Sie, ich glaube, es ist so ein wenig mein Kreuz, Krebs zu haben. So habe ich das eben akzeptiert, und zwar nicht nur halb und halb. Sonst wäre nicht nur ich belästigt, ich würde auch andere damit belästigen. Ich habe es voll angenommen, und das macht mich frei.»

Während unseres Gesprächs reinigt die Abwartin im Hausflur die Fenster und bekommt alles mit. Sie hat Kinder; der jüngste ist zerebral behindert. Mit fünf sabbelt er noch, kann kaum gehen und nässt seine Hosen. So füge ich bei:

«Schauen Sie, unsere Hauswartin hat auch ihr Kreuz. Trotzdem beklagt sie sich nie. Ich finde das bemerkenswert.»

Die Frau beim Fenster begnügt sich mit einem Lächeln und setzt ihre Arbeit fort.

Die Französin ist einige Treppenstufen in Richtung ihrer Wohnung hinuntergestiegen und wendet sich um. Die Hand auf ihrem grossen Halsausschnitt, sagt sie:

«Monsieur Henry, ich werde für Sie beten.»

Ich muss zugeben, das Wort «beten» aus dem Munde dieser Frau zu hören, hat mich fast umgehauen.

Manchmal spüre ich einen inneren Drang, in Gesprächen Grundsätzliches anzuschneiden, statt nur Banalitäten auszutauschen, auch mit völlig Unbekannten.

Das Telefon klingelt. Eine Frauenstimme dringt durch den Draht, gewandt und schnell. Sie will mich zum Kauf eines Familienwappens animieren. Ich teile ihr mit, dass mein Onkel die Bauernmalerei pflegte und mir bereits ein solches Wappenschild angeboten habe. Sie hört nicht zu und fährt unbeirrt fort: «Sicher möchten Sie, dass die Kinder Ihre familiäre Herkunft kennenlernen.»

«Ich habe keine Nachkommen, und meine Linie der Henrys erlöscht mit mir.»

«Aber Ihre Stimme», beharrt sie weiter, «klingt doch noch recht jung.»

Mir genügt's. Jetzt will ich über Wichtigeres reden. Wenn sie das verdriesst, kann sie ja aufhängen. Ich schneide ihr den Satz ab.

«Nein. Ich bin 68 und habe eine schwere Krankheit, Knochenkrebs. Ich weiss nicht, wie lange ich noch zu leben habe.»

«Das tut mir ausserordentlich leid. Kennen Sie die Bücher über positives Denken? Die könnten Ihnen helfen, den Schwierigkeiten mit der richtigen Einstellung zu begegnen.»

«Doch, man hat mir welche gegeben, aber nach fünfzig Seiten hatte ich genug davon. Sehen Sie, mein Glaube an Gott bringt mir mehr. Statt lediglich positiv zu sein für mich selbst, kann ich für andere Menschen leben. Ich habe gelernt, mich vor dem Tod nicht mehr zu fürchten.»

Nach kurzem Stillschweigen folgt ihr Kommentar:

«Ihre Geschichte ist hochinteressant.»

«Sehen Sie, das ist ja nicht über mich gekommen wie der Morgentau. Als ich 1988 zum erstenmal Krebs hatte, rebellierte ich gegen Gott. Nach einer zweiten Operation

1990 sah ich mich auf einem glitschigen Abhang, der drei Meter tiefer in eine klaffende Schlucht mündete. Ich hätte mich nur gehenlassen müssen, um mich auf dem Boden des Abgrundes wiederzufinden. In diesem Moment hat Gott mir zugeflüstert: 'Ich bin doch bei dir.' Aus diesem knappen Satz klang soviel Zuneigung, soviel Zärtlichkeit, dass ich bat: 'Verzeihe mir, Gott, dass ich nur an mich gedacht habe.' Und nach einem Augenblick habe ich hinzugefügt: 'Abgemacht, ich kämpfe bis zum Ende.' 1993 hat der Krebs von neuem zugeschlagen. Diesmal habe ich im Gebet gesagt: 'Ich rebelliere nicht mehr, denn ich weiss, dass du mich liebst'.»

Während alledem legt sie nicht auf. Sie scheint sehr ergriffen am andern Ende des Drahtes:

«Monsieur, das ist eine tiefe und wunderbare Erfahrung. Mit dieser Haltung können sie das Fortschreiten Ihres Leidens aufhalten.»

«Das hoffe ich sehr, es gibt noch so viele Leute, mit denen ich mich unterhalten möchte.»

Von Familienwappen ist keine Rede mehr.

So geht das Leben weiter. An einem Tag fühlt man sich besser, am nächsten weniger gut.

Noch einen Wunsch habe ich. Ein Priester, ich weiss nicht von wo, seinen Namen habe ich vergessen, hat ihn zum Ausdruck gebracht:

«Ich möchte noch am Leben sein, wenn der Tod mich überrascht.»

Inhalt

Kind des Zufalls	5
Mama	15
Arbeit	23
René	31
Mein Vater	41
Für eine neue Welt	57
Indien und zurück	71
Abschied von Mama	77
Eine Menge feiner Leute	85

Das vorliegende Buch
erschien im Caux-Verlag
und ist
im Juni 1996
durch die Buchdruckerei
Atelier Grand SA,
in Mont-sur-Lausanne (Schweiz)
fertiggestellt worden.

Wer Jacques Henry näher kannte, weiss um sein Erzähltalent. Hier finden wir es wieder in seiner von vielen Menschen durchwirkten Lebensgeschichte: seine wiedergefundenen Eltern; die Lehrersfamilie, die ihn aufzog; der Landwirt, der den Vierzehnjährigen als Knecht anstellte; dann René und viele andere: die Nachbarn, die Hauswartin und die Villenbesitzer, bei denen Jacky als Gärtner arbeitete.

Der Ausbruch seiner Krebskrankheit stürzt ihn zunächst in einen Zustand der Auflehnung. Dann aber gewinnt im Laufe harter Prüfungen der Glaube die Oberhand, und er staunt über das, was Gott ihm gegeben hat.

Die Bilder, die Jacques Henry in den Bergen aufgenommen hat, verraten das Auge des Malers, und eine poetische Ader ist unverkennbar, wenn er seine tiefsten Regungen in Versen zum Ausdruck bringt.

Dies ist das Porträt eines faszinierenden Menschen, die Geschichte eines Lebens, das, nach gängigen Normen beurteilt, auf schlechtem Fuss beginnt, aber unvergleichliche Reichtümer zutage fördert.

*Titelfoto: Herbstlicher Blick von der Dent de Lys gegen Süden. Links der Grand und der Petit Muveran mit den Dents de Morcle am Ende der Kette. In der Mitte die beiden Tours d'Aï vor dem Trient-Gletscher und ganz im Hintergrund die Grandes Jorasses, die Drus und hinter den Dents du Midi der Gipfel des Mont Blanc. Ganz rechts die Rochers de Naye.
(Alle Fotos in diesem Buch: Jacques Henry)*



Caux Verlag

ISBN 3-85601-023-8



9 783856 010232 >